

# Leseprobe

Antony Beevor

## D-Day

Die Schlacht um die Normandie

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



---

Seiten: 640

Erscheinungstermin: 07. November 2011

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

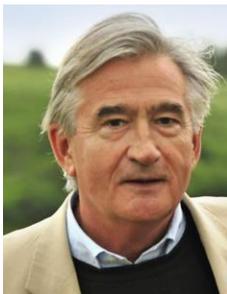
- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### Der längste Tag

D-Day, das war die größte militärische Operation aller Zeiten: die Invasion der Alliierten am 6. Juni 1944 in der Normandie. Beevor zeichnet diesen Tag minutiös nach. Hautnah erlebt der Leser im Hauptquartier die Nervosität der Befehlshaber, begreift die komplexe Strategie einschließlich des kühnen Täuschungsmanövers, spürt die moralische Bürde, die Männer wie General Eisenhower empfanden und ist bei den Soldaten, die von Angst geplagt und doch stolz sind, an diesem Tag dabei zu sein.



### Autor

## Antony Beevor

---

Antony Beevor, Jahrgang 1946, ist einer der renommiertesten Zeithistoriker der Gegenwart, dessen Bücher in zahlreiche Sprachen übersetzt und vielfach ausgezeichnet wurden, unter anderem mit dem Wolfson History Prize, dem Samuel-Johnson-Preis und dem Pritzker Literature Award. Für seine Verdienste wurde er 2017 zum Sir geadelt. Bei Pantheon erschienen von ihm zuletzt »Stalingrad« (2010), »D-Day« (2011), »Berlin 1945 – Das Ende« (2012), »Der spanische Bürgerkrieg« (2016) und »Die Ardennen-Offensive 1944« (2018).

Antony Beevor

# **D-DAY**

**Die Schlacht um die Normandie**

Aus dem Englischen  
von Helmut Ettinger

Pantheon

Die Originalausgabe ist 2009 unter dem Titel  
»D-Day. The Battle for Normandy«  
bei Viking, Penguin in London erschienen.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt  
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.  
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.  
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Copyright © 2009 by Antony Beevor  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010  
by C. Bertelsmann Verlag, München  
Copyright © dieser Ausgabe 2011 by Pantheon Verlag  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München,  
unter Verwendung einer Vorlage von R·M·E, Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer  
Umschlagabbildung: © bpk Berlin  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-570-55146-2

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

## *Inhalt*

<b>1. Kapitel</b>	Die Entscheidung .....	9
<b>2. Kapitel</b>	Im Zeichen des Lothringer Kreuzes .....	23
<b>3. Kapitel</b>	Behaltet den Kanal im Auge .....	41
<b>4. Kapitel</b>	Das Abriegeln des Landungsgebiets .....	55
<b>5. Kapitel</b>	Die Fallschirmjäger schlagen los .....	63
<b>6. Kapitel</b>	Die Armada setzt über .....	87
<b>7. Kapitel</b>	»Omaha« .....	101
<b>8. Kapitel</b>	»Utah« und die Luftlandeoperation .....	128
<b>9. Kapitel</b>	»Gold« und »Juno« .....	140
<b>10. Kapitel</b>	»Sword« .....	152
<b>11. Kapitel</b>	Sicherung der Landköpfe .....	169
<b>12. Kapitel</b>	Fehlschlag bei Caen .....	188
<b>13. Kapitel</b>	Villers-Bocage .....	205
<b>14. Kapitel</b>	Die Amerikaner auf der Halbinsel Cotentin .....	227
<b>15. Kapitel</b>	»Operation Epsom« .....	244
<b>16. Kapitel</b>	Die Schlacht in der Bocage .....	263
<b>17. Kapitel</b>	Caen und der Kalvarienberg .....	286
<b>18. Kapitel</b>	Die Schlacht um Saint-Lô .....	306

<b>19. Kapitel</b>	»Operation Goodwood«	330
<b>20. Kapitel</b>	Die Verschwörung gegen Hitler	351
<b>21. Kapitel</b>	»Operation Cobra« – der Durchbruch	367
<b>22. Kapitel</b>	»Operation Cobra« – der Ausbruch	392
<b>23. Kapitel</b>	Die Bretagne und »Operation Bluecoat«	407
<b>24. Kapitel</b>	Die Gegenoffensive bei Mortain	425
<b>25. Kapitel</b>	»Operation Totalize«	450
<b>26. Kapitel</b>	»Hammer« und »Amboss«	470
<b>27. Kapitel</b>	Der mörderische Kessel von Falaise	488
<b>28. Kapitel</b>	Der Aufstand in Paris und das Wettrennen zur Seine	509
<b>29. Kapitel</b>	Die Befreiung von Paris	527
<b>30. Kapitel</b>	Nachspiel	548

## Anhang

<i>Glossar</i>	555
<i>Anmerkungen</i>	557
<i>Literatur (Auswahl)</i>	607
<i>Kartenverzeichnis und Erläuterungen von</i>	
<i>Abkürzungen beteiligter Streitkräfte</i>	611
<i>Personenregister</i>	615
<i>Orts- und Sachregister</i>	623
<i>Abbildungsnachweis</i>	635
<i>Übersichtskarten</i>	636

*Für Miles, meinen ältesten Freund*

## I. Kapitel

### *Die Entscheidung*

Southwick House ist ein großes Gebäude im Regencystil mit Stuckfassade und Kolonnadenfront. Zu Friedenszeiten hätte es die Kulisse für eine Abendgesellschaft aus einem Roman von Agatha Christie abgeben können, aber 1940 hatte es die Royal Navy übernommen. Die idyllische Szenerie seiner Rasenflächen mit einem Wäldchen dahinter war ruiniert durch Nissenhütten, Zelte und Schotterwege. Southwick fungierte nun als Hauptquartier von Admiral Sir Bertram Ramsay, dem Oberbefehlshaber der Landungsflotten. Zugleich war es die vorgeschobene Kommandostelle der Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force (SHAEF), des Hauptquartiers des Oberbefehlshabers der Alliierten Expeditionstruppen. Auf den Hügeln der Port Down Ridge hatten Flakbatterien Stellung bezogen, um das Objekt und die Schiffswerften weiter unten vor etwaigen Angriffen der deutschen Luftwaffe zu schützen.

In der Marinebasis von Portsmouth acht Kilometer weiter südlich und auf den Liegeplätzen dahinter drängten sich Anfang Juni 1944 Schiffe aller Typen und Größen – graue Kriegsschiffe, Transportschiffe und Hunderte von Landungsbooten, die miteinander vertäut waren. D-Day war für Montag, den 5. Juni, angesetzt, und das Einschiffen hatte bereits begonnen.

Südengland hatte gerade eine Hitzewelle hinter sich, die mit großer Trockenheit einherging. Am 29. Mai war das Thermometer auf fast 38 Grad Celsius geklettert. Im Meteorologenteam, das in der Befehlszentrale von General Dwight D. Eisenhowers Hauptquartier seinen Dienst versah, wurde man langsam unruhig. Die Gruppe stand unter der Leitung von Dr. James Stagg, einem hochgewachsenen, schlaksigen Schotten mit hageren Gesichtszügen und gepflegtem Schnurrbart. Stagg, der führende Meteorologe des Landes, war gerade zum Group Captain [Oberst] der Royal Air Force (RAF) ernannt worden, um ihm unter den Militärs, die Außenseiter nicht gewöhnt waren, die nötige Autorität zu verleihen.

Seit April hatte Eisenhower Stagg und dessen Gruppe getestet, indem er jeden Montag eine Wettervorhersage für drei Tage von ihnen forderte und dann während der Woche prüfte, wie weit sie eintraf. Am Donnerstag, dem 1. Juni, dem Tag, bevor die Kriegsschiffe in Scapa Flow an der Nordwestspitze Schottlands in See stechen sollten, kündigten die Wetterstationen Tiefdruckgebiete über dem Nordatlantik an. Schwere See im Ärmelkanal konnte die Landungsboote überrollen. An ihre Wirkung auf die Soldaten, die dort dicht gedrängt saßen, mochte man gar nicht denken. Tief hängende Wolken und schlechte Sicht bildeten ein weiteres Risiko, denn die Landung hing davon ab, ob es Luftwaffe und Marine der Alliierten gelingen würde, die Geschütz- und Verteidigungsstellungen der Deutschen an der normannischen Küste auszuschalten. Das Einschiffen der 130 000 Mann der ersten Angriffswelle war in vollem Gange und sollte in zwei Tagen abgeschlossen sein.

Stagg hatte sich damit herumzuschlagen, dass sich die verschiedenen Wetterdienste von Briten und Amerikanern nicht einigen konnten. Zwar erhielten sie alle gleichlautende Meldungen von den Wetterstationen, aber in ihrer Analyse der Daten stimmten sie nicht überein. Da Stagg diese Differenzen nicht eingestehen konnte, musste er Major General Harold R. Bull, Eisenhowers stellvertretendem Stabschef, sagen, dass »die Situation komplex und schwierig« sei.

»Um Himmels willen, Stagg!«, rief Bull aufgeregt. »Klären Sie das, bevor Sie morgen früh auf der Besprechung des Oberbefehlshabers erscheinen. General Eisenhower macht sich große Sorgen.«<sup>1</sup> Stagg ging zu seiner Nissenhütte zurück, um sich in die Karten zu vertiefen und dann noch einmal mit den verschiedenen Diensten zu sprechen.

Für Eisenhower gab es noch mehr Gründe, einen »Vor-D-Day-Koller« zu haben.<sup>2</sup> Äußerlich wirkte er entspannt, zeigte jedem, unabhängig von Rang und Namen, sein berühmtes offenes Lächeln, rauchte aber vier Schachteln Camel am Tag. Er zündete eine Zigarette an, legte sie glimmend in einen Aschenbecher, sprang auf, lief hin und her und nahm die nächste. Dass er fortwährend Kaffee trank, tat seinen Nerven auch nicht gerade gut.

Die Invasion zu verschieben war in mehrfacher Hinsicht riskant. Man konnte die 175 000 Soldaten der ersten beiden Angriffswellen bei diesem Seegang nicht in ihren Schiffen und Landungsbooten eingepfercht lassen, ohne dass ihnen der Kampfgeist abhanden kam. Die Kriegsschiffe und Geleitzüge, die bereits längs der britischen Küste in den Kanal einliefen,

konnten nicht mehr als einmal zurückbeordert werden, ohne neu aufzutanken zu müssen. Das aber gab den deutschen Aufklärungsflugzeugen weit- aus größere Chancen, sie zu orten.

Die Geheimhaltung stellte ohnehin das größte Problem dar. Weite Teile der Südküste Englands waren bestückt mit lang gestreckten Feldlagern, auch »Würste« genannt, in denen die Landungstruppen von jedem Kontakt mit der Außenwelt abgeschnitten sein sollten. So manchem Soldaten gelang es dennoch, unter dem Stacheldraht hindurchzuschlüpfen, um im nächsten Pub einen letzten Drink zu nehmen oder rasch noch einmal die Frau oder Geliebte aufzusuchen. So gab es auf allen Ebenen zahllose Möglichkeiten, dass etwas durchsickerte. Ein General der US-Luftwaffe war bereits nach Hause geschickt worden, weil er das Datum von »Operation Overlord« auf einer Cocktailparty in Claridges ausgeplaudert hatte. Nun wuchs auch die Befürchtung, dass es auffallen könnte, wenn einige britische Journalisten, die die Landungstruppen begleiten sollten, nicht in der Fleet Street auftauchten.

Jeder in Großbritannien wusste, dass D-Day bevorstand. Das war auch den Deutschen bekannt. Aber man wollte verhindern, dass der Gegner erfuhr, wo und wann genau die Landung erfolgen sollte. Die Post- und Fernmeldeverbindungen der ausländischen Diplomaten wurden vom 17. April an mit einer Zensur belegt und jede Bewegung an den Grenzen des Landes streng kontrolliert. Glücklicherweise waren dem britischen Security Service alle deutschen Agenten im Lande ins Netz gegangen. Die meisten hatte man umgedreht, sodass sie nun Falschinformationen an ihre Führungsoffiziere sandten. Dieses »Doppel-X-System«, benannt nach seinem Führungsorgan »XX Committee«, sollte starke »Störgeräusche« erzeugen, die einen wichtigen Teil des »Plans Fortitude«<sup>3</sup> bildeten. Der war das kühnste Ablenkungsmanöver in der Kriegsgeschichte. Er übertraf sogar den »Plan Maskirovka« [Tarnung], den die Rote Armee zu jener Zeit vorbereitete, um den Gegner über das Ziel von »Operation Bagration«, Stalins Sommeroffensive, zu täuschen, mit der er die Heeresgruppe Mitte der Wehrmacht in Weißrussland einkreisen und zerschlagen wollte.

»Fortitude« gliederte sich in mehrere Teile. »Fortitude North«, der auf imaginären Einheiten in Schottland als Bestandteile einer britischen »4. Armee« beruhte, sollte einen Angriff auf Norwegen vortäuschen, damit die Deutschen ihre Divisionen dort beließen. »Fortitude South« sollte den Deutschen vorgaukeln, Landungen in der Normandie seien Ablenkungsmanöver mit dem Ziel, die deutschen Reserven vom Pas de Calais, der

Straße von Dover, abzuziehen. Die wirkliche Landung sei angeblich in der zweiten Julihälfte zwischen Boulogne und der Sommemündung vorgesehen. Weiter war von einer fiktiven »1. US-Armeegruppe« unter General George S. Patton jr. die Rede, dem Kommandeur, den die Deutschen am meisten fürchteten. Sie stand angeblich mit elf Divisionen in Südostengland bereit. Flugzeugattrappen und aufblasbare Panzer, dazu 250 vorgetauschte Landungsschiffe sollten diese Illusion erzeugen. Frei erfundene Einheiten, zum Beispiel eine britische »2. Luftlandedivision«, hatte man unter die echten gemischt. Das Bild vervollständigten die Stäbe zweier fiktiver Korps, die in ständigem Funkverkehr miteinander standen.

Einer der wichtigsten Doppelagenten, den der britische Geheimdienst für »Fortitude South« einsetzte, war der Katalane Juan Pujol, Deckname »Garbo«. <sup>4</sup> Gemeinsam mit seinem Führungsoffizier knüpfte er ein Netz von 27 frei erfundenen Agenten, die die deutsche Residentur in Madrid mit in London fabrizierten Informationen fütterten. In den Tagen vor D-Day funkten sie mehr als 500 Nachrichten. Sie enthielten Einzelheiten, aus denen sich nach und nach das Bild formte, mit dem das XX Committee bei den Deutschen den Eindruck erwecken wollte, der Hauptangriff sei später im Raum des Pas de Calais zu erwarten.

Daneben wurden weitere Täuschungsmanöver erdacht, um die Deutschen zu manipulieren, keine Einheiten aus anderen Teilen Frankreichs in die Normandie zu verlegen. So sollte »Plan Ironside« <sup>5</sup> den Eindruck erwecken, zwei Wochen nach den ersten Landungen sei ein zweiter Angriff auf die französische Westküste geplant, der direkt von US-Gebiet und den Azoren ausgehen sollte. Um die Deutschen zu verwirren und davon abzuhalten, die bei Bordeaux stehende 11. Panzerdivision in die Normandie zu beordern, setzte eine in England hochgenommene Agentin mit Codenamen »Bronx« <sup>6</sup> an ihren deutschen Führungsoffizier in der Lissaboner Banco Espirito Santo eine verschlüsselte Nachricht folgenden Wortlauts ab: »Schicken Sie rasch fünfzig Pfund. Ich benötige sie für meinen Zahnarzt.« Im Klartext hieß das, dass um den 15. Juni eine Landung im Golf von Biskaya zu erwarten sei. Die deutsche Luftwaffe, die nun fürchtete, diese werde in der Bretagne erfolgen, ordnete die sofortige Zerstörung von vier Fliegerhorsten in Küstennähe an. <sup>7</sup> Eine weitere Täuschungsaktion, »Operation Copperhead«, wurde Ende Mai gestartet. Ein als General Montgomery verkleideter Schauspieler tauchte in Gibraltar und Algier auf, um Planungen für einen Angriff auf die Mittelmeerküste zu suggerieren.

In Bletchley Park, dem Hochsicherheitskomplex 80 Kilometer nord-

westlich von London, wo Funksprüche des Gegners entschlüsselt wurden, hatte man am 22. Mai ein eigenes Informationssystem für »Operation Overlord« neu in Betrieb genommen.<sup>8</sup> Die Experten saßen in Bereitschaft, um jede Nachricht von Interesse auf der Stelle zu entschlüsseln und weiterzugeben. Dank der nach dem System »Ultra« entzifferten abgefangenen Funksprüche waren die Alliierten in der Lage nachzuprüfen, wie sich die von den wichtigsten Doppelagenten des XX Committee, Pujol, Dusko Popov (»Tricycle«) und Roman Garby-Czerniawski gestreuten Falschinformationen auswirkten. Am 22. April wurde in Bletchley eine deutsche Nachricht entschlüsselt, in der tatsächlich von einer »4. Armee« mit Stab bei Edinburgh und zwei dazugehörigen Korps in Stirling und Dundee« die Rede war. Andere Funksprüche besagten, dass die Deutschen wirklich glaubten, die »Lowland-Division« werde gerade für einen Angriff gegen Norwegen ausgerüstet.

Mit Hilfe von »Ultra« wurde auch aufgedeckt, dass die Deutschen im Mai eine Übung abgehalten hatten, die davon ausging, dass die Landung der Alliierten zwischen Ostende und Boulogne erfolgen werde. Schließlich konnte Bletchley am 2. Juni berichten: »Jüngste Informationen lassen annehmen, dass Gegner alle Vorbereitungen Alliiertes für abgeschlossen hält. Erwartet erste Landungen in Normandie oder Bretagne, gefolgt von Hauptaktion am Pas de Calais.«<sup>9</sup> Offenbar hatten die Deutschen »Plan Fortitude« tatsächlich geschluckt.

Am 2. Juni frühmorgens ging Eisenhower zu einem Wohnwagen hinüber, der im Park von Southwick unter Tarnnetzen abgestellt worden war. Er nannte ihn »meinen Zirkuswagen«, und wenn er nicht gerade Besprechungen abhielt oder Truppen besuchte, dann entspannte er sich dort in seiner Koje bei Zigaretten und Wildwestromanen.<sup>10</sup>

An jenem Freitag 10.00 Uhr morgens trug Stagg in der Bibliothek von Southwick House Eisenhower und den anderen versammelten Oberbefehlshabern seine neueste Beurteilung der Wetterlage vor. Da es unter seinen Kollegen nach wie vor Meinungsverschiedenheiten gab und insbesondere die amerikanischen Meteorologen von SHAEF für seinen Geschmack zu optimistisch waren, konnte er nur sehr allgemein bleiben. Stagg wusste, dass er bei der Abendbesprechung eine klare Meinung zur Verschlechterung der Wetterverhältnisse über das Wochenende zu äußern hatte. Die Entscheidung, ob man mit der Operation fortfahren oder sie verschieben sollte, stand unmittelbar bevor.

Bei dieser Besprechung schlug Air Chief Marshal Sir Trafford Leigh-Mallory, der Oberbefehlshaber der Alliierten Expeditions-Luftstreitkräfte, vor, »einen Streifen bombardierter Straßen durch Städte und Dörfer zu legen, um die Bewegungen feindlicher Einheiten zu verhindern oder zu erschweren«. Allerdings ergab sich daraus die Frage, ob dies »angesichts der damit verbundenen zivilen Opfer« möglich sei. Eisenhower erklärte sein Einverständnis mit diesem »operativen Erfordernis«. Man beschloss, Flugblätter abzuwerfen, um die Bevölkerung zu warnen.<sup>11</sup>

Das Schicksal der französischen Zivilbevölkerung war nur eine von Eisenhowers zahlreichen Sorgen. Als Oberbefehlshaber der gesamten Operation musste er politische und persönliche Rivalitäten ausgleichen und dabei zugleich seine Autorität unter allen Verbündeten wahren. Field Marshal Sir Alan Brooke, der Chef des britischen Generalstabs, und General Sir Bernard Montgomery, der Oberbefehlshaber der britischen 21. Armeegruppe, mochten ihn persönlich sehr, hielten aber nicht viel von ihm als Militär. »Zweifellos tut Ike, was er kann, für ein bestmögliches Verhältnis zwischen Briten und Amerikanern«, schrieb Brooke in sein Tagebuch. »Aber es ist auch klar, dass er nichts von Strategie versteht und, was die Kriegführung betrifft, für den Posten des Oberbefehlshabers *sehr* ungeeignet ist.«<sup>12</sup> »Montys« Urteil über Eisenhower nach dem Krieg fiel wie immer kurz und bündig aus: »Ein netter Kerl, aber kein Soldat.«<sup>13</sup>

Damit wurden ihm beide Generäle eindeutig nicht gerecht. Bei allen Grundsatzentscheidungen zum Einmarsch in der Normandie bewies Eisenhower sehr gutes Urteilsvermögen, und mit seinem diplomatischen Geschick hielt er das zänkische Bündnis zusammen. Allein das war eine beachtliche Leistung. Brooke musste später einräumen, dass »die nationale Brille den Blick auf die strategische Landschaft verstellt«.<sup>14</sup> Und niemand, nicht einmal General George S. Patton, war so schwierig im Umgang wie »Monty«, der seinem Oberbefehlshaber wenig Respekt entgegenbrachte. Bei ihrer ersten Begegnung hatte er Eisenhower angeknurrert, weil der in seiner Gegenwart rauchte. Eisenhower war über solche Dinge erhaben, aber viele seiner amerikanischen Untergebenen meinten, er solle die Briten härter anfassen.

General Montgomery, der als Berufsmilitär und erstklassiger Truppenausbilder über hohe Qualitäten verfügte, legte andererseits eine unsägliche Arroganz an den Tag, die wahrscheinlich von einem gewissen Minderwertigkeitskomplex herrührte. Über sein berühmtes Barett hatte er im Fe-

bruar zum Privatsekretär von König George VI. gesagt: »Mein Hut ist drei Divisionen wert. Die Männer sehen ihn schon von Weitem. Sie sagen: ›Da ist Monty!‹ Und dann gehen sie auf jeden Gegner los.«<sup>15</sup> Er war auf fast lächerliche Weise von sich eingenommen. Die Amerikaner glaubten nicht als Einzige, dass sein Ruf von einer britischen Fan-Presse künstlich aufgeblasen werde. »Monty«, so Basil Liddell Hart, »ist bei Zivilisten möglicherweise viel beliebter als bei Soldaten.«<sup>16</sup>

Montgomery war ein begnadeter Selbstdarsteller, dem es in der Regel gelang, seinen Truppen Selbstvertrauen einzuflößen. Ausnahmen bestätigten allerdings die Regel. Als er zum Beispiel im Februar 1944 der Durham Light Infantry verkündete, sie werde in der ersten Welle an Land gehen, war ein lautes Stöhnen die Antwort. Die Männer, die direkt von den Kämpfen im Mittelmeerraum kamen und kaum Heimaturlaub gehabt hatten, waren der Meinung, jetzt seien andere Divisionen, die noch nie die britischen Inseln verlassen hatten, an der Reihe. »Wieder die Durhams«, hieß es. »Immer sind die Durhams die Blöden.« Als Montgomery abfuhr, sollte die gesamte Truppe an der Straße stehen und ihn verabschieden, aber nicht ein Mann tauchte auf. Das brachte den höheren Offizieren beträchtlichen Ärger ein.<sup>17</sup>

»Monty« wollte die neu aufgestellten Divisionen unbedingt durch erfahrene Truppen verstärken, aber die Veteranen, die er in den Wüsten Nordafrikas befehligt hatte, hegten große Vorbehalte gegen diese Pläne. Sie hatten bis zu vier Jahre in verschiedenen Ländern gekämpft und vertraten nun den Standpunkt, dass jetzt insbesondere jene Divisionen, welche sich noch auf keinem Kriegsschauplatz hatten bewähren müssen, die Kastanien aus dem Feuer holen sollten. Mehrere Regimenter der ehemaligen 8. Armee hatten seit sechs Jahren die Heimat nicht gesehen, eines oder zwei sogar noch längere Zeit. Ihr Groll wurde von Frauen und Bräuten zu Hause genährt.

Auch bei der 1. US-Division, als »Big Red One« bekannt, murrte man, als sie erneut bei einer Landungsoperation die Spitze übernehmen sollte. Aber ihre Erfahrungen wurden dringend gebraucht. Denn in einem Evaluierungsbericht vom 8. Mai waren fast alle übrigen amerikanischen Einheiten, die für das Landungsunternehmen vorgesehen waren, als »ungenügend« eingestuft worden.<sup>18</sup> Nun wurden hohe US-Offiziere eingesetzt, und die letzten Wochen intensiven Trainings zahlten sich aus. Die beträchtlichen Verbesserungen waren eine Ermutigung für Eisenhower, der sich insgeheim zu dem Entschluss beglückwünschte, die Landung um einen Monat auf Anfang Juni verschoben zu haben.

In der Kommandostruktur der Alliierten gab es weitere Spannungen. Eisenhowers Stellvertreter als Oberbefehlshaber, Air Chief Marshal Sir Arthur Tedder, konnte Montgomery nicht ausstehen, war aber seinerseits Winston Churchill zutiefst unsympathisch. General Omar Bradley, der die 1. US-Armee befehligte und aus einer armen Farmerfamilie im Bundesstaat Missouri kam, wirkte mit seinem bäuerlichen Auftreten und seiner Kassenbrille nicht gerade wie ein schneidiger Offizier. Aber er war »pragmatisch, gelassen, ohne offensichtliche Ambitionen, etwas langsam, weder auffallend noch großtuerisch und nicht leicht aus der Ruhe zu bringen«.<sup>19</sup> Er war ein kluger Kommandeur, dem es vor allem darum ging, seinen Auftrag zu erfüllen. Montgomery behandelte er mit Respekt, aber die beiden Männer konnten verschiedener nicht sein.

Bradley kam mit Eisenhower sehr gut aus, teilte aber nicht die Geduld seines Chefs mit dem völlig unberechenbaren George Patton. Der Mann aus Missouri konnte sein tiefes Misstrauen gegen diesen exzentrischen Panzergeneral aus den Südstaaten kaum verhehlen. Patton, ein gottesfürchtiger und zugleich höchst profaner Mann, hatte Spaß daran, provozierende Reden an seine Truppen zu halten. »Ich sage euch, vergesst nicht«, erklärte er einmal, »dass noch nie ein Bastard einen Krieg gewonnen hat, weil er für sein Land sterben wollte. Man gewinnt ihn, indem man den anderen verdammten Bastard für *sein* Land sterben lässt.« Ohne Eisenhowers Rückendeckung in kritischen Situationen hätte Patton zweifellos keine Chance gehabt, sich in dem bevorstehenden Feldzug einen Namen zu machen. Dass es Eisenhower gelang, eine so buntscheckige Truppe zusammenzuhalten, war eine außerordentliche Leistung.

Den jüngsten Streit, der gänzlich auf den »Vor-D-Day-Koller« zurückzuführen war, hatte Air Chief Marshal Leigh-Mallory ausgelöst. Leigh-Mallory, der »jeden ärgerte« und es sogar schaffte, Eisenhower gegen sich aufzubringen, war plötzlich der Meinung, die beiden US-Luftlandedivisionen, die auf der Halbinsel Cotentin abgesetzt werden sollten, würden dort sofort niedergemetzelt werden. Wiederholt verlangte er daher, dieses Schlüsselement, mit dem die westliche Flanke von »Unternehmen Overlord« geschützt werden sollte, zu streichen. Eisenhower forderte Leigh-Mallory auf, ihm seine Bedenken schriftlich mitzuteilen, was dieser auch tat. Nach sorgfältiger Prüfung wies Eisenhower das Ansinnen mit voller Unterstützung Montgomerys zurück.<sup>20</sup>

Trotz seiner Nervosität und der übergroßen Verantwortung, die auf ihm lastete, nahm Eisenhower die Dinge philosophisch. Da er nun einmal dazu

bestimmt war, in letzter Instanz zu entscheiden, stellte er sich dieser Aufgabe und war bereit, die Folgen zu tragen. Die schwerste Entscheidung, das wusste er nur zu gut, stand unmittelbar bevor. Von ihm hing buchstäblich das Leben vieler Tausender seiner Soldaten ab. Ohne auch nur seine engsten Mitarbeiter einzuweißen, verfasste Eisenhower eine kurze Notiz für den Fall, dass das Unternehmen scheitern sollte: »Bei unseren Landungsoperationen im Gebiet von Cherbourg-Le Havre ist es nicht gelungen, einen starken Landekopf zu bilden, und ich habe daher die Truppen zurückgezogen. Mein Entschluss, zu dieser Zeit und in diesem Abschnitt anzugreifen, beruhte auf den bestmöglichen Informationen. Die Land-, See- und Luftstreitkräfte haben mit großer Tapferkeit und Hingabe ihre Pflicht erfüllt. Wenn das Missglücken der Landungsoperationen auf irgendeinen Fehler zurückzuführen ist, so kann er nur mir zugeschrieben werden.«<sup>21</sup>

Zwar konnten weder Eisenhower noch Bradley es zugeben, aber die schwierigste der fünf Landungszonen würde »Omaha Beach« sein. Dieses Ziel für die 1. und die 29. US-Infanteriedivision war von einem britischen Team der Combined Operations Beach Reconnaissance (COPP) und der Assault Pilotage Parties genauestens aus der Luft erkundet worden. In der zweiten Januarhälfte hatte ein bewaffneter Fischdampfer das Klein-U-Boot X-20 dicht vor die normannische Küste bugsiert. General Bradley hatte darum gebeten, dass COPP nach der Aufklärung der für die britischen und kanadischen Truppen vorgesehenen Strände auch »Omaha« untersuchen sollte, um sicherzugehen, dass der Boden fest genug für Panzer war. Captain [Hauptmann] Scott-Bowden von den Pioniertruppen und Sergeant [Feldwebel] Bruce Ogden-Smith von der Special Boat Section schwammen, nur mit Kampfmesser und einem 45er Colt Automatic bewaffnet, an Land. Sie hatten einen 18-Zoll-Erdbohrer und einen Patronengurt mit kleinen Behältern für Bodenproben bei sich. Der Wasserstand war ungewöhnlich niedrig. Beinahe wären sie von deutschen Wachtposten entdeckt worden.

Am Tag nach seiner Rückkehr wurde Scott-Bowden von einem Rear Admiral [Konteradmiral] nach London befohlen. Er traf direkt nach dem Mittagessen in Eisenhowers Hauptquartier, Norfolk House am Saint James's Square, ein. In einem lang gestreckten Speisezimmer mit verhängten Karten an den Wänden sah er sich sechs Admirälen und fünf Generälen, darunter General Bradley, gegenüber. Bradley befragte ihn eingehend über die Tragfähigkeit der Strände. »Sir, ich hoffe, Sie nehmen mir nicht übel, dass ich das sage«, äußerte Scott-Bowden, schon im Gehen, »aber die-

ser Strand ist ein äußerst schwieriges Gelände. Dort wird es ganz gewiss enorme Verluste geben.« Bradley legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: »Ich weiß, mein Junge, ich weiß.« »Omaha« war der einzig mögliche Landungsabschnitt zwischen dem britischen Sektor zur Linken und der Landungszone »Utah« zur Rechten.<sup>22</sup>

Als die Landungstruppen zur Einschiffung abmarschierten, eilten die Menschen herbei, um sie zu verabschieden. »Als wir gingen«, schrieb ein junger Angehöriger einer amerikanischen Pioniereinheit, der bei einer englischen Familie untergebracht war, »weinten [sie] so, als wären sie unsere Eltern. Wir waren sehr gerührt. Die Öffentlichkeit schien ziemlich genau zu wissen, was da vorging.«<sup>23</sup>

Es war gar nicht möglich, die Dinge geheim zu halten. »Als wir durch Southampton kamen«, schrieb ein britischer Panzersoldat, »wurden wir wunderbar willkommen geheißen. Wenn unsere Fahrzeuge halten mussten, brachten uns die Leute Tee und Kuchen – sehr zur Verwirrung der Militärpolizisten, die die Kolonne begleiteten und strengen Befehl hatten, jeden Kontakt zwischen Zivilisten und Soldaten zu unterbinden.«<sup>24</sup>

Die meisten Soldaten saßen auf Militärfahrzeugen, aber einige britische Einheiten marschierten zu Fuß. Ihre beschlagenen Stiefel knallten im Gleichschritt auf das Pflaster. Alte Leute, die aus ihren Vorgärten häufig mit feuchten Augen zusahen, mussten daran denken, wie die Väter dieser jungen Männer in die Schützengräben von Flandern gezogen waren. Die Helme sahen immer noch ähnlich aus, aber die Felduniformen waren anders. Die Soldaten trugen auch keine Gamaschen mehr. Stattdessen hatten sie Drillichmanschetten, die aus demselben Material hergestellt waren wie Koppel, Schultergurt, Munitionstasche und Tornister. Gewehr und Bajonett hatten sich ebenfalls verändert, aber das war kaum zu erkennen.

Die Soldaten spürten, dass D-Day nicht mehr weit sein konnte, als sie noch einmal 24 Stunden Ausgang bekamen. Für weniger motivierte Gemüter war das die letzte Gelegenheit, sich von ihrer Einheit abzusetzen oder sich nur noch einmal zu betrinken. In diesen Tagen waren nicht wenige Soldaten verschwunden, aber nur Einzelfälle konnten als echte Desertion gelten. Die meisten kehrten »zu ihren Kameraden« zurück, als die Offensive bereits im Gange war. Pragmatisch eingestellte Offiziere wollten keinen Mann an das Militärgefängnis verlieren. Sie überließen es dem Einzelnen, sich im Gefecht zu bewähren.

Den Soldaten entging nicht, dass sich ihre Offiziere plötzlich viel mehr

um sie kümmerten. In geschlossenen Einheiten wurden Filme gezeigt. Bier floss reichlich, und aus den Lautsprechern dudelte Tanzmusik. Zyniker stellten fest, dass die Quartiermeister plötzlich sehr großzügig wurden, was nichts Gutes verheiß. Der Lyriker Keith Douglas, der damals als 24-jähriger Captain bei den Sherwood Rangers Yeomanry diente, schrieb an Edmund Blunden, den Dichter des vorherigen Krieges: »Ich bin für das Schlachten herausgefüttert worden und warte darauf, dass es jetzt endlich losgeht.« Douglas gehörte zu den Männern, die den sicheren Tod erwarteten und mit ihren besten Freunden auch darüber sprachen. Es ist erstaunlich, wie viele damit recht hatten. Vielleicht gerieten aber Vorahnungen wie diese auch zu selbsterfüllenden Prophezeiungen. Am letzten Sonntag ging Douglas zu einer kirchlichen Prozession. Danach sprach er noch mit dem Regimentsgeistlichen, der notierte, Douglas habe sich mit dem nahen Tod abgefunden und sei frei von Furcht. Ein Offizierskamerad meinte, er sei so fatalistisch eingestellt, weil er glaubte, er habe das ihm zustehende Quäntchen Glück bereits im Wüstenkrieg aufgebraucht.<sup>25</sup>

Nahezu jeder hatte das Warten satt und wollte, dass es endlich vorbei sein möge. »Alle sind angespannt, tun aber ganz locker«, meinte ein amerikanischer Infanterist. »Angaben hilft«, fügte er hinzu.<sup>26</sup> Viele dachten an ihre Mädchen. Manche hatten noch in aller Eile geheiratet, damit die Frauen wenigstens eine Rente erhielten, sollte es zum Schlimmsten kommen. Ein amerikanischer Soldat kratzte alle seine Ersparnisse zusammen und schickte sie an einen Juwelier. Seine englische Verlobte sollte schon den Trauring für ihre Hochzeit nach seiner Rückkehr aussuchen. Es war eine Zeit starker persönlicher Gefühle. »Die Frauen, die gekommen waren, um ihre Männer zu verabschieden«, schrieb eine Journalistin kurz zuvor, »laufen jeweils bis zum Ende des Bahnsteigs mit, wenn der Zug abfährt, winken und haben ein perfektes Lächeln aufgesetzt.«<sup>27</sup>

Einige wenige wurden mit der Belastung nicht fertig. »Eines Nachts«, berichtete ein Mitglied der 1. US-Infanteriedivision, »hängte sich einer der Soldaten zwei Patronengurte um, nahm seine Handgranaten, packte das Gewehr und lief los. Niemand hatte etwas bemerkt. Als sie ihn dann vermissten, wurde ein Suchtrupp ausgeschickt. Als man ihn fand, weigerte er sich mitzukommen und wurde erschossen. Wir wissen nicht, ob er nicht am Strand sterben wollte oder ob er ein Spion war. Was er tat, war einfach bescheuert. Nun musste er sterben, sonst möglicherweise nicht.«<sup>28</sup> Vielleicht hatte er eine Vorahnung, was sie an »Omaha Beach« erwartete.

Während Panzer und Truppen an jenem Freitagabend auf die Transportschiffe verladen wurden, telefonierte Group Captain Stagg über sichere Leitungen noch einmal mit den anderen meteorologischen Zentren. Bei der Kommandeursbesprechung, die um 21.30 Uhr begann, musste er eine eindeutige Wetterprognose präsentieren. Aber nach wie vor waren er und seine Kollegen sich nicht einig. »Wären nicht die möglichen tragischen Folgen gewesen, hätte man das Ganze als lächerlich abtun können. In einer knappen halben Stunde erwartete man von mir, General Eisenhower eine »abgestimmte« Vorhersage für die kommenden fünf Tage vorzulegen, während der die größte militärische Operation aller Zeiten in Gang gesetzt wurde. Aber unter all den Experten, die an der Diskussion beteiligt waren, sagte jeder schon für die nächsten 24 Stunden ein anderes Wetter voraus.«<sup>29</sup>

Sie debattierten und stritten, bis die Zeit hierfür abgelaufen war. Stagg lief danach zur Bibliothek im Hauptgebäude, um den höchsten Kommandeuren von »Overlord« seinen Bericht vorzulegen.

»Also, Stagg«, fragte Eisenhower. »Was haben Sie uns diesmal mitgebracht?«

Stagg glaubte, er müsse seinem Instinkt folgen und die optimistischere Sicht seiner amerikanischen Kollegen von Bushey Park beiseitelassen. »Die Großwetterlage von den Britischen Inseln bis nach Neufundland hat sich in den letzten Tagen umgestellt und steckt jetzt voller potenzieller Gefahren.« Während er in die Einzelheiten ging, blickten mehrere der hohen Offiziere ziemlich irritiert durch die Fenster auf den prächtigen Sonnenuntergang.<sup>30</sup>

Es folgten Erkundigungen zum Wetter für das Absetzen der Luftlandetruppen. Dann wollte Eisenhower genauer wissen, welche Bedingungen am 6. und am 7. Juni zu erwarten seien. Nach dieser Frage trat laut Tedder eine beträchtliche Pause ein. »Wenn ich darauf eine Antwort gäbe, Sir«, sagte Stagg schließlich, »müsste ich rätseln. Das wäre Ihres meteorologischen Beraters aber nicht würdig.«<sup>31</sup>

Stagg und sein amerikanischer Kollege Colonel D. N. Yates verließen den Raum. Bald darauf erschien General Bull und teilte ihnen mit, in den kommenden 24 Stunden werde an den Plänen nichts geändert. Als die beiden Männer zu ihren Schlafzelten zurückkehrten, wussten sie, dass die ersten Schiffe ihre Ankerplätze bereits verlassen hatten. Stagg musste an den makabren Witz denken, den Lieutenant General Sir Frederick Morgan, der ursprüngliche Chefplaner von »Overlord«, sich mit ihm erlaubt hatte: »Viel Glück, Stagg. Mögen all Ihre Tiefdruckgebiete schön klein sein. Aber den-

ken Sie daran, wenn Sie die Vorzeichen nicht richtig deuten, dann knüpfen wir Sie am nächsten Laternenpfahl auf.«<sup>32</sup>

Am nächsten Morgen – es war Samstag, der 3. Juni – konnten die Nachrichten kaum schlechter sein. Die Wetterstation von Blacksod Point in Westirland hatte soeben rasch fallenden Luftdruck und Windstärke sechs gemeldet. Stagg wurde »geradezu körperlich übel«, wenn er die Wetterkarten betrachtete und sah, wie unterschiedlich die einzelnen Teams nach wie vor die Daten analysierten. Am Abend um 21.30 Uhr waren er und Yates wieder gefragt. Als sie in die Bibliothek kamen, standen keine Bücher mehr in den Regalen. Armsessel waren im Halbkreis aufgestellt. Die Oberbefehlshaber saßen in der ersten Reihe, dahinter ihre Stabschefs und die nachgeordneten Kommandeure. Eisenhower, der Chef seines Stabes, General Walter Bedell Smith, und Tedder hatten in drei Sesseln gegenüber den anderen Zuhörern Platz genommen.

»Gentlemen«, begann Stagg seinen Vortrag. »Die Befürchtungen, die meine Kollegen und ich gestern über das Wetter für die nächsten drei, vier Tage äußerten, haben sich bestätigt.« Dann ging er in die Einzelheiten seiner Vorhersage. Es war ein trübes Bild von schwerer See, von Windböen bis Stärke 6 und tief hängenden Wolken. »Während meines ganzen Vortrags«, schrieb Stagg später, »saß General Eisenhower ohne jede Bewegung da. Den Kopf leicht in eine Hand gestützt, blickte er mich unverwandt an. Alle Anwesenden im Raum schienen zeitweilig wie benommen.«<sup>33</sup> Es konnte nicht überraschen, dass sich Eisenhower gezwungen sah, für den Moment eine Verschiebung der Operation zu empfehlen.

Eisenhower hatte keine ruhige Nacht. Mittendrin informierte ihn sein Marineadjutant, Commander [Fregattenkapitän] Harry Butcher, Associated Press habe gerade gemeldet: »Eisenhowers Streitkräfte landen in Frankreich.« Obwohl die Agentur die Meldung 23 Minuten später wieder zurückzog, hatten CBS und Radio Moskau sie bereits übernommen. »Er gab eine Art Grunzen von sich«, notierte Butcher in sein Tagebuch.<sup>34</sup>

Nachdem Stagg von der zeitweiligen Verschiebung der ganzen Operation gehört hatte, kam er gegen Mitternacht zu seinem Zelt zurück. Es war schon ein merkwürdiges Gefühl, zwischen den Bäumen nach oben zu schauen und zu sehen, dass »der Himmel völlig klar und alles ringsum still und friedlich war.«<sup>35</sup> Stagg versuchte gar nicht erst zu schlafen. Bis in die frühen Morgenstunden hielt er die vorangegangenen Diskussionen in allen Einzelheiten fest. Die Vorhersage wurde nicht besser. Dabei blieb draußen alles ruhig.

Auf einer weiteren Besprechung am Sonntag, dem 4. Juni, um 16.15 Uhr entschied Eisenhower, die vorläufig festgelegte Verschiebung um 24 Stunden werde beibehalten. Ohne maximale Luftunterstützung waren die Risiken zu groß. Es erging Befehl, die Schiffskonvois zurückzubeordern. Zerstörer stachen mit Höchstgeschwindigkeit in See, um Landungsboote, die nicht per Funk erreichbar waren, zu stoppen und zurückzuleiten.

Stagg, der sich zu dieser Zeit erschöpft niedergelegt hatte, war beim Erwachen völlig konsterniert, als er feststellen musste, dass der Himmel immer noch klar war und nur schwacher Wind wehte. Beim Frühstück konnte er den Offizieren nicht ins Gesicht sehen. Während des Tages schämte er sich dann fast für seine Erleichterung, als von Westen Wolken aufzogen und der Wind zunahm.

An diesem Sonntag stellten sich Fragen ohne Ende. Zehntausende Männer konnten doch nicht tatsächlich auf den Landungsbooten eingepfercht bleiben? Was sollte mit den Schiffen geschehen, die bereits unterwegs waren und nun wieder zurückbeordert wurden? Sie mussten neu betankt werden. Wenn das schlechte Wetter anhielt, kam man mit den Gezeiten durcheinander. Sollte sich die Lage binnen 48 Stunden nicht bessern, dann blieb nichts anderes übrig, als »Overlord« um zwei Wochen zu verschieben. So lange war die Sache wohl kaum geheim zu halten, von den verheerenden Auswirkungen auf die Moral der Truppe ganz abgesehen.

## 2. Kapitel

### *Im Zeichen des Lothringer Kreuzes*

Eisenhower war bei Weitem nicht der Einzige, dem der Gedanke, welche gewaltige Operation sie da in Gang setzten, Beklommenheit verursachte. Churchill, den zu dem Plan einer Offensive über den Ärmelkanal hinweg immer Bedenken geplagt hatten, steigerte sich jetzt in einen nervösen, irrationalen Optimismus hinein. Und Field Marshal Sir Alan Brooke vertraute seinem Tagebuch an, er habe »ein flaes Gefühl im Magen. Man mag kaum glauben, dass die Invasion über den Kanal in wenigen Stunden beginnt! Ich bin sehr unsicher, was die ganze Operation betrifft. Im besten Falle wird sie weit, weit hinter den Erwartungen der Masse der Leute zurückbleiben, vor allem jener, die nichts von den Schwierigkeiten wissen. Im schlimmsten Falle wird das die furchtbarste Katastrophe des ganzen Krieges.«<sup>1</sup>

»Die Briten«, stellte ein hoher amerikanischer Stabsoffizier fest, »hatten viel mehr Angst vor einem Fehlschlag.«<sup>2</sup> Nach den langen Jahren des Krieges, den bitteren Erinnerungen an Dünkirchen und der misslungenen Landung in Dieppe konnte das kaum überraschen. Was auch immer die Gründe gewesen sein mochten, sie hatten es zu Recht abgelehnt, den Einmarsch auf dem europäischen Festland früher zu beginnen. Dafür brauchte man eine gewaltige Übermacht. Die US-Armee hatte in Nordafrika, auf Sizilien und in Italien viel Lehrgeld zahlen müssen.

Churchill bemerkte einmal, die Amerikaner fänden erst dann zur richtigen Entscheidung, wenn sie alle anderen Möglichkeiten durchprobiert hätten. Selbst wenn an diesem Bonmot ein Körnchen Wahrheit war, wurde es der Tatsache nicht gerecht, dass sie viel rascher lernten als ihre selbst ernannten Schulmeister von der British Army. Sie hatten kein Problem, auf kluge Zivilisten aus der Geschäftswelt zu hören, die jetzt Uniform trugen. Vor allem aber scheuten sie sich nicht zu experimentieren.

Die Briten demonstrierten ihre Erfindungsgabe auf vielen Gebieten – von dem Rechner, der abgehörte Funksprüche nach dem »Ultra«-System entschlüsselte, bis hin zu neuen Waffen wie Major General Percy Hobarts

Schwimmpanzer und »Dreschflegel« zum Minenräumen. Aber die Hierarchie in der britischen Armee blieb grundsätzlich konservativ. Dass die Spezialpanzer als »Hobart's funnies« [Hobarts Scherzartikel] bekannt wurden, spricht für die unnachahmliche britische Mischung aus Skepsis und Frivolität. Der Kult des Amateurs und Gentleman, den Montgomery so verachtete, sollte ein beträchtliches Handicap bleiben. Nicht umsonst hielten amerikanische Offiziere ihre britischen Kollegen für »zu höflich« und stellten einen Mangel an Schonungslosigkeit fest, wenn es darum ging, inkompetente Kommandeure abzulösen.

Churchill selbst war ein großer Amateur und Gentleman, ohne dass man ihm mangelnden Tatendrang vorwerfen konnte. Er hegte ein leidenschaftliches, für seine Militärberater manchmal zu großes Interesse an Militäroperationen. Aus seinen Denkschriften ergoss sich eine Flut von Ideen, viele völlig undurchführbar, die in Whitehall, dem Sitz des britischen Verteidigungsministeriums, Ächzen und Stöhnen auslösten. Mit dem jüngsten Einfall des Premierministers in diesem Moment voller historischer Symbolik hatte sich General »Pug« Ismay, Churchills militärischer Ratgeber, auseinanderzusetzen. Churchill »wollte bei »Overlord« eine Art »umgekehrtes Dünkirchen« inszenieren, wobei kleine [zivile] Schiffe Infanterie zum Nachrücken und zum Auffüllen der eigentlichen Sturmtruppen anlanden sollten, nachdem die Strände frei geräumt waren.«<sup>3</sup>

Der Premierminister, der immer im Zentrum des Geschehens sein wollte, bestand darauf, die Landungsflotte zu begleiten. Von der Brücke des Kreuzers HMS *Belfast* wollte er sich ansehen, wie die Küste beschossen und bombardiert wurde. Brooke sagte er nichts, denn er wusste, dass dieser sich dagegen aussprechen würde. Seine Absicht suchte er mit dem Argument zu rechtfertigen, dass er zugleich auch Verteidigungsminister sei. Zum Glück nahm sich der König der Angelegenheit an. In einem meisterlich abgefassten Brief vom 2. Juni schrieb er: »Mein lieber Winston, ich ersuche Sie noch einmal, an D-Day nicht in See zu stechen. Bedenken Sie bitte meine Lage. Ich bin jünger als Sie, ich bin Seemann und als König der Oberbefehlshaber aller Truppen. Nichts wäre mir lieber, als ein Schiff zu besteigen. Aber ich habe eingewilligt, zu Hause zu bleiben. Wäre es fair, wenn Sie genau das täten, was ich selber so gerne getan hätte?«<sup>4</sup>

Churchill, verärgert darüber, dass man sein Vorhaben durchkreuzt hatte, wies an, seinen persönlichen Eisenbahnzug als mobiles Hauptquartier einzurichten, um Eisenhower trotz allem nahe zu sein.<sup>5</sup> Dazu Brooke in seinen Tagebuchnotizen: »Winston hat inzwischen seinen Zug bestiegen, fährt in

der Gegend von Portsmouth herum und ist zu einer wahren Plage geworden!<sup>6</sup> Einen Lichtblick gab es an diesem Vorabend von D-Day: die Nachricht, dass Truppen der Alliierten unter General Mark Clark in Rom einmarschiert waren. Aber Churchills Aufmerksamkeit wurde bereits von einem anderen, nahezu unlösbaren Problem in Anspruch genommen: General Charles de Gaulle, der Führer der Freien Franzosen, der das Lothringer Kreuz zu seinem Symbol erkoren hatte, war an diesem Morgen in London eingetroffen. »Vor-D-Day-Koller«, politische Komplikationen und de Gaulles patriotische Egozentrik brauten sich zu einem hochexplosiven Gemisch zusammen.

Das Hauptproblem des Verhältnisses zu de Gaulle war Präsident Roosevelts Misstrauen. Der sah in dem Franzosen einen potenziellen Diktator. Darin wurde er bestärkt von Admiral Leahy, der zuvor Botschafter bei der Regierung Pétain in Vichy gewesen war, aber auch von mehreren einflussreichen Franzosen in Washington, darunter Jean Monnet, der später einer der Wegbereiter zur Einigung Europas sein sollte.

Roosevelt fühlte sich von der französischen Politik so abgestoßen, dass er im Februar vorschlug, die Pläne für die Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen nach dem Krieg zu ändern. Er wollte, dass die USA die Nordhälfte des Landes besetzten, damit ihre Versorgung über Hamburg erfolgen konnte und nicht, wie bisher vorgesehen, über Frankreich. »Wie ich es verstehe«, antwortete ihm Churchill, »entspringt Ihr Vorschlag der Abneigung, Polizeifunktionen in Frankreich zu übernehmen, und der Furcht, dass dies die Stationierung von US-Truppen in Frankreich über einen langen Zeitraum bedeuten könnte.«<sup>7</sup>

Roosevelt und in geringerem Maße auch Churchill weigerten sich, die Probleme zur Kenntnis zu nehmen, die de Gaulle als die »einer Rebellenregierung« beschrieb.<sup>8</sup> Dabei suchte de Gaulle nicht nur seine eigene Stellung zu sichern. Er musste die rivalisierenden Fraktionen zusammenhalten, damit Frankreich nach der Befreiung nicht ins Chaos stürzte oder gar ein Bürgerkrieg ausbrach. Aber der stolze und kantige de Gaulle schien zur Verzweiflung derer, die ihn unterstützen wollten, beinahe ein perverses Vergnügen daran zu finden, die amerikanische und die britische Hand, die ihn fütterten, zu beißen. De Gaulle hatte auf alles eine absolut frankozentrische Sicht. So konnte er unbequeme Tatsachen, besonders solche, die den Ruhm Frankreichs zu schmälern drohten, großzügig übersehen. Nur de Gaulle brachte es fertig, eine Geschichte der französischen Armee zu schreiben und dabei die Schlacht von Waterloo mit keinem Wort zu erwähnen.<sup>9</sup>

Das ganze Frühjahr hindurch hatte Churchill alles versucht, um Roosevelt zu einer milderen Einstellung zu bewegen, denn er wusste, dass die Alliierten mit de Gaulle zusammenarbeiten mussten. Er regte an, Roosevelt möge de Gaulle treffen. »Es würde ihm gewiss guttun, wenn Sie ihn väterlich behandelten«, schrieb er. »Und ich denke in der Tat, dass es in jeder Hinsicht hilfreich sein könnte.«<sup>10</sup>

Roosevelt stimmte zu, bestand aber darauf, dass de Gaulle um das Treffen bitten sollte. Eine offizielle Einladung seitens der Amerikaner hätte bedeutet, dass diese de Gaulle als den Führer Frankreichs anerkannten. Der Präsident blieb bei seiner Auffassung, die Armeen der Alliierten marschierten nicht in Frankreich ein, um de Gaulle an die Macht zu bringen. »Ich bin zurzeit nicht in der Lage«, schrieb er an Churchill, »irgendeine Regierung Frankreichs anzuerkennen, bevor das französische Volk die Gelegenheit hat, seine Regierung frei zu wählen.«<sup>11</sup> Da aber eine Wahl vorläufig nicht stattfinden würde, bedeutete dies, dass das Allied Military Government of Occupied Territories (AMGOT), die Alliierte Militärregierung für die besetzten Gebiete, die Verwaltung der befreiten Territorien zu übernehmen hatte.

Die genannte Abkürzung stellte für de Gaulle und das Comité Français de Libération Nationale (CFLN), das Französische Komitee der Nationalen Befreiung in Algier, eine schwere Beleidigung dar. Am 3. Juni, dem Tag, bevor de Gaulle nach Großbritannien flog, erklärte sich das CFLN zur Provisorischen Regierung der Französischen Republik. Roosevelt empfand das als bewusste Provokation. Schon zuvor hatte er Eisenhower jeglichen Kontakt mit dieser französischen Administration im Wartestand untersagt.<sup>12</sup>

Eisenhower durfte nur mit General Pierre Koenig zusammenarbeiten, den de Gaulle zum Befehlshaber der Widerstandsbewegung ernannt hatte, die als die Forces Françaises de l'Intérieur (FFI), die Französischen Streitkräfte des Inneren, bekannt war. Aber Eisenhower sollte auch Koenig keine Einzelheiten der Invasion mitteilen, weil der sie an seine politischen Vorgesetzten weiterzugeben hatte. Das brachte Eisenhower in »beträchtliche Verlegenheit«, wie er in einem Bericht an Washington bekannte. »General Koenig spürt ganz genau, dass ihm auch die allgemeinsten Informationen über die bevorstehenden Operationen vorenthalten werden, obwohl dabei französische Marine-, Luft- und Luftlandkräfte eingesetzt werden und von der französischen Résistance viel erwartet wird.«<sup>13</sup>

Inzwischen drängte Churchill Roosevelt, »eine Vereinbarung auf Arbeits-

ebene« mit dem CFLN zu akzeptieren, vor allem, weil die Rolle der Résistance für die Alliierten bei ihrem Einmarsch von Bedeutung war.<sup>14</sup> Mit seiner Hilfe hatte man die Amerikaner bereits überzeugen können, die französische 2. Panzerdivision, als »2ème Division Blindée« (DB) bekannt, die sie in Nordafrika bewaffnet und ausgerüstet hatten, nach England zu verlegen. Unter dem Befehl von General Philippe Leclerc sollte sie später als Teil von General Pattons 3. US-Armee in der Normandie mitkämpfen. Mit amüsiertes Resignation sahen britische Offiziere zu, wie Leclercs Division nach der Ankunft in Yorkshire als Erstes eine offizielle Messe zu Ehren von Jeanne d'Arc abhielt, die die Briten 500 Jahre zuvor auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatten.<sup>15</sup>

Andererseits schärfte man den alliierten Truppen ein, nach der Landung die Befindlichkeiten der Franzosen zu beachten. In einem Merkblatt wurde gefordert, man solle auf keinen Fall die demütigende Niederlage Frankreichs von 1940 erwähnen. »Aufgrund vieler Witze über das lebenslustige Paris«, hieß es dort weiter, »herrscht allgemein die Meinung, die Franzosen seien ein leichtlebige, frivoles Volk mit keinerlei moralischen Grundsätzen und wenigen Überzeugungen. Dies stimmt besonders in der jetzigen Zeit nicht.«<sup>16</sup> Aber solche offiziellen Hinweise zeigten gewiss wenig Wirkung bei denen, die schon aufgeregt von den französischen Demoiselles träumten.

In Churchills Kriegskabinett herrschte Einigkeit darüber, dass der Führer der Freien Franzosen nach Großbritannien eingeladen werden musste, um über D-Day ins Bild gesetzt zu werden. »Bei all seinen Fehlern und Torheiten«, schrieb der Premierminister an Roosevelt, »hat de Gaulle in der letzten Zeit erkennen lassen, dass er mit uns zusammenarbeiten will, und es wäre wohl außerordentlich schwierig, die Franzosen von der Befreiung Frankreichs auszuschließen.«<sup>17</sup> Der Präsident hatte allerdings darauf bestanden, dass de Gaulle »im Interesse der Sicherheit« im Vereinigten Königreich bleiben müsse, »bis bei »Overlord« die Landung erfolgt ist.«<sup>18</sup>

Die Schwäche des Sicherheitssystems der Freien Franzosen rührte nicht daher, dass das Netzwerk der Gaullisten von Spionen der Vichy-Regierung unterwandert war, sondern dass es so primitive Codes benutzte. Die Experten des britischen Geheimdienstes Special Operations Executive (SOE) waren besonders nach dem massiven Eindringen von Gestapo-Agenten in die Résistance so verzweifelt, dass ihr Chefkryptograph Leo Marks das Büro der Gaullisten in der Duke Street im Zentrum Londons aufsuchte. Dort bat er deren Chiffreure, einen Text ihrer Wahl zu verschlüsseln, den er an-

schließend »zu ihrer Verblüffung vor ihren Augen« knackte. »Das machte die Briten bei den Franzosen nicht beliebter«, schrieb der offizielle Chronist mit trockenem Understatement.<sup>19</sup> Ihr gallischer Stolz hielt die Freien Franzosen aber auch weiterhin davon ab, britische oder amerikanische Kodierungssysteme zu verwenden. Unmittelbar vor D-Day forderte »C«, der Chef des Secret Intelligence Service (SIS), vom Premierminister, den Franzosen dürfe nicht gestattet werden, Funksprüche abzusetzen. Sie sollten nur sichere Landleitungen benutzen.<sup>20</sup>

Churchill schickte zwei York-Passagiermaschinen nach Algier, die de Gaulle samt Gefolge nach England bringen sollten. Aber der blieb, wo er war, weil Roosevelt ein Gespräch über eine französische Zivilregierung ablehnte. Am 2. Juni suchte Churchills Abgesandter Duff Cooper de Gaulle zwei Stunden lang zu überreden, diesen riskanten Kurs aufzugeben. Wenn er sich weigere zu kommen, spiele er damit nur Roosevelt in die Hände. Als militärischer Führer müsse er in England präsent sein. Vor allem aber, so warnte Duff Cooper, werde er damit das Wohlwollen des Premierministers endgültig verspielen, der zu dem Schluss kommen müsste, mit ihm könne man unmöglich zusammenarbeiten. Erst am nächsten Morgen, als die beiden Yorks bereits auf der Startbahn warteten, stimmte de Gaulle zu, sich auf die erste Etappe des Fluges nach Rabat in Französisch-Marokko zu begeben.

Nach einem Nachtflug von Rabat landete de Gaulles Maschine am 4. Juni Punkt sechs Uhr morgens in Northholt am Rande von London. Da die Reise unter strikter Geheimhaltung stattgefunden hatte, war Duff Cooper überrascht, dass eine Ehrenkompanie angetreten war und eine Kapelle der Royal Air Force die Marseillaise spielte, als sie die Gangway herunterstiegen. De Gaulle wurde ein persönlicher Brief Churchills in dessen typischem Stil übergeben. »Mein lieber General de Gaulle«, hieß es dort. »Willkommen an diesen Küsten! Sehr große militärische Ereignisse stehen bevor.« Er lud de Gaulle in seinen persönlichen Eisenbahnzug ein. »Wenn Sie um 13.30 Uhr hier sein könnten, möchte ich Sie gern zum Mittagessen einladen, wonach wir uns zu General Eisenhowers Hauptquartier begeben werden.«<sup>21</sup>

Duff Cooper konnte sich Churchills »Fronthauptquartier« in einem Zug überhaupt nicht vorstellen. Diesen fanden sie schließlich auf dem Abstellgleis eines kleinen Bahnhofs in der Nähe von Portsmouth. Cooper hielt das ganze Arrangement für ziemlich absurd. Seine Stimmung sank weiter, als er im Gefolge des Premierministers Field Marshal Smuts erkannte, ei-

nen Südafrikaner, der für seine Franzosenfeindlichkeit bekannt war. Dann eröffnete Churchill das Gespräch mit der Bemerkung, er habe de Gaulle zu sich gebeten, damit dieser eine Rundfunkrede halte. Schlimmer noch, er deutete mit keinem Wort an, dass er über die Zivilverwaltung Frankreichs sprechen wolle, das Thema, das de Gaulle am meisten interessierte.

Als Außenminister Anthony Eden das Gespräch auf »politische« Fragen lenkte, womit man bei Roosevelts anhaltender Weigerung angekommen war, de Gaulle und dessen Provisorische Regierung anzuerkennen, platzte diesem der Kragen. Sein Ärger entzündete sich daran, dass die Alliierten in den USA Banknoten hatten drucken lassen, die sie nun an ihre für den Einmarsch in Frankreich vorgesehenen Truppen ausgaben. De Gaulle erklärte, »dass die Regierung der Republik« diese Währung, die in seinen Augen Falschgeld war, »unter keinen Umständen anerkennt«. <sup>22</sup> Über diese wichtige Frage hatten bis dahin offenbar weder die amerikanischen noch die britischen Behörden nachgedacht. Wenn keine Regierung sich bereitfand, diese recht einfach gestalteten Geldscheine, die amerikanische Soldaten als »Zigarrencoupons« bezeichneten, zu akzeptieren, dann hatten sie keinerlei Wert.

Erregt stellte Churchill die Frage, wie die Briten denn getrennt von den Vereinigten Staaten handeln sollten. »Wir werden Europa befreien, aber nur, weil die Amerikaner mit uns sind. Das müssen Sie verstehen. Wenn wir zwischen Europa und dem offenen Meer zu entscheiden haben, dann werden wir immer das offene Meer vorziehen. Wann immer ich zwischen Ihnen und Roosevelt zu entscheiden habe, werde ich Roosevelt vorziehen.« Ungerührt akzeptierte de Gaulle, dass das wohl zutreffe. Die Wogen glätteten sich ein wenig, als man zu Tisch ging. Churchill hob sein Glas. »Auf de Gaulle, der sich niemals mit einer Niederlage abgefunden hat.« Darauf de Gaulle: »Auf Großbritannien, auf den Sieg, auf Europa.« <sup>23</sup>

Dann geleitete Churchill de Gaulle nach Southwick House. Dort informierten Eisenhower und Bedell Smith den Führer der Franzosen über die geplante »Operation Overlord«. Eisenhower war die Freundlichkeit selbst und überspielte die Aufregung über die Wetterverhältnisse. Bevor de Gaulle ging, legte Eisenhower ihm noch den Text der Proklamation vor, den er am D-Day an das französische Volk zu richten gedachte. Zwar hatte er Roosevelts anordnenden Tonfall etwas abgeschwächt, aber von einer Anerkennung der Provisorischen Regierung war keine Rede. Die Franzosen wurden sogar aufgefordert, den Weisungen des Alliierten Oberkommandos Folge zu leisten, bis sie »selbst ihre Vertreter und ihre Regierung wäh-

len werden«. Für de Gaulle war das die Bestätigung seiner schlimmsten Befürchtungen: nämlich dass es zu einer angelsächsischen Besetzung Frankreichs kommen werde. Er hielt sich aber zurück und sagte nur, er wünsche, »ein paar Veränderungen in General Eisenhowers Botschaft zu empfehlen«. Eisenhower willigte ein, da die Zeit dafür noch ausreichte.<sup>24</sup>

Als de Gaulle in London zurück war, wurde ihm mitgeteilt, seine Ergänzungen könnten nicht mehr rechtzeitig bestätigt werden, da die Joint Chiefs of Staff, die Vereinigten Stabschefs der USA und Großbritanniens, das tun müssten. Daraufhin weigerte sich de Gaulle, am nächsten Morgen nach Eisenhower und den führenden Repräsentanten anderer besetzter Länder über die BBC zum französischen Volk zu sprechen. Außerdem kündigte er an, er werde die den britischen und amerikanischen Divisionen beigeordneten französischen Verbindungsoffiziere anweisen, die Einheiten nicht zu begleiten, da keine Übereinkunft in der Frage der Zivilverwaltung erreicht worden sei. Als Churchill auf einer Sitzung des Kriegskabinetts davon informiert wurde, explodierte er förmlich.

In dieser Nacht eilten Außenminister Eden und de Gaulles Emissär Pierre Viénot zwischen den beiden wutentbrannten Politikern mehrmals hin und her, um den Schaden zu reparieren. De Gaulle brüllte Viénot an, Churchill sei ein »Gangster«. Als Viénot zu Churchill kam, warf der de Gaulle »Verrat auf dem Höhepunkt der Schlacht« vor. Er wollte ihn nach Algier zurückbringen lassen, »wenn nötig, in Ketten«.

Abgesehen von diesem Drama fand das wichtigste Ereignis dieses Sonntagabends in der Bibliothek von Southwick House statt. Schon am Nachmittag des 4. Juni hatten Stagg und seine Kollegen beobachtet, wie sich das über den Atlantik heranziehende Tief zwar verstärkte, aber langsamer vorankam. Das bedeutete, dass sich in dem schlechten Wetter eine Lücke auftat, in der die Landungsoperation gestartet werden konnte. Die Besprechung begann um 21.30 Uhr, und Stagg wurde sofort hereingerufen. Kaum einer der Anwesenden war optimistisch gestimmt. Regen und Wind rüttelten an den Scheiben, und alle konnten sich vorstellen, wie es den zehntausenden Soldaten auf den Landungsschiffen und -booten, die längs der Küste ankernten, jetzt erging.

»Gentlemen«, sagte Stagg, »seit meiner Vorhersage von gestern Abend ist es über dem Nordatlantik zu einigen unerwarteten Entwicklungen gekommen.« Ab Montagnachmittag sei eine kurzzeitige Verbesserung der Lage zu erwarten. Das Wetter werde nicht ideal, aber ausreichend sein, so der

Kern seiner Botschaft.<sup>25</sup> Bohrende Fragen folgten, und eine ernste Diskussion begann.

»Über eins müssen wir uns klar sein«, warf Admiral Ramsay ein. »Wenn ›Overlord‹ am Dienstag stattfinden soll, dann muss ich in der nächsten halben Stunde meinen Truppen eine erste Vorwarnung geben. Wenn sie aber ein zweites Mal starten und wieder zurückgerufen werden, dann kann von einer Fortsetzung des Ganzen am Mittwoch keine Rede sein.« Leigh-Malloy äußerte erneut Bedenken, ob die Sicht für seine Bomber ausreichen werde, aber Eisenhower wandte sich an Montgomery, dessen sehr unkonventionelle Uniform bei dieser Gelegenheit aus einem beigefarbenen Pull-over und einer ausgebeulten Kordhose bestand.

»Sehen Sie einen Grund, weshalb wir am Dienstag nicht starten sollten?«

»Nein«, antwortete Montgomery mit seiner näselnden Stimme nachdrücklich. »Ich würde sagen: Los geht's.«

Draußen in der Halle warteten Staboffiziere mit Bündeln von Befehlen, die ihre Chefs unterzeichnen sollten. Sie hatten je einen Satz Papiere für beide Möglichkeiten vorbereitet.

Am Montag, dem 5. Juni, gingen in der Frühe weitere Daten ein, die den Wetterumschwung bestätigten. Bei der Morgenbesprechung konnte Stagg seinen Respekt einflößenden Zuhörern mit wesentlich größerer Selbstsicherheit begegnen. Die Spannung ließ nach, »der Oberbefehlshaber und seine Kollegen waren ganz neue Menschen«, schrieb er später. Eisenhower lächelte schon wieder. Es wurden noch ein paar Einzelheiten besprochen, aber alle wollten so schnell wie möglich weg, und der Raum leerte sich rasch. Es war noch viel zu tun, wenn die fast 5000 Schiffe von etwa einem Dutzend verschiedener Staaten pünktlich in See stechen und auf den vorgeschriebenen Kurs gehen sollten. Eine kleine Flotte von Minenräumbooten würde dann in einer Reihe vor ihnen herfahren und breite Schneisen bis hin zu den Stränden für sie passierbar machen. Admiral Ramsay sorgte sich sehr um die Mannschaften dieser besonders gefährdeten Schiffe. Unter ihnen waren schwerste Verluste zu erwarten.

Da die Grundsatzentscheidung nun gefallen war, ließ sich Eisenhower zur South Parade Pier in Portsmouth bringen, um dort der Einschiffung der letzten Truppen beizuwohnen. »Es beschwingt ihn immer, mit Soldaten zu sprechen«, schrieb sein Adjutant Harry Butcher in sein Tagebuch.<sup>26</sup> Gegen Mittag kehrten sie zu Eisenhowers Wohnwagen in Southwick Park zurück, spielten »Fuchsjagd« und Dame. Butcher hatte für den Abend

einen Besuch des Oberbefehlshabers in Begleitung von Journalisten bei der 101. US-Luftlandedivision auf dem Flugplatz Greenham Common organisiert. Sie sollte um 23.00 Uhr zu der Mission aufbrechen, für die Leigh-Mallory ein Desaster prophezeit hatte.

Anders als die Infanteristen und die Angehörigen anderer Waffengattungen, die in ihren mit Stacheldraht umfriedeten Lagern, den »Würsten«, ausharren mussten, wurden die Fallschirmjäger direkt zu den Flugplätzen gefahren, von denen sie starten sollten. Die 82. US-Luftlandedivision hatte man rund um Nottingham einquartiert, während die 101. in den Home Counties westlich von London untergebracht war. Fünf Tage lang hatten sie in Hangars campiert, wo ihre Feldbetten in langen Reihen mit Gängen dazwischen aufgestellt waren. Immer wieder hatten sie dort ihre persönlichen Waffen auseinandergenommen, geölt und die Bajonette geschärft. Einige hatten sich in London »Commando Knives«, die seit Kriegsbeginn aufgekommene neuen Kampfmesser, gekauft und manche sich sogar Rasiermesser zugelegt. Sie waren darin unterwiesen worden, wie man einen Mann geräuschlos töten konnte, indem man ihm Halsvene und Kehlkopf durchschnitt.<sup>27</sup> Die Ausbildung der Luftlandetruppen war nicht nur körperlich hart gewesen, denn einige von ihnen hatte man gezwungen, »durch die Eingeweide und das Blut von Schweinen zu kriechen, um sich abzu härten«.<sup>28</sup>

Um den Männern die quälende Wartezeit zu verkürzen, die durch den Aufschub noch verlängert wurde, hatten die Offiziere Grammofone besorgen lassen, auf denen Lieder wie »I'll Walk Alone« oder »That Old Black Magic« dudelten. Sie organisierten auch Filmabende, bei denen Streifen, vor allem solche mit Bob Hope, gezeigt wurden. Viele Fallschirmjäger hörten »Axis Sally« auf Radio Berlin, die in ihrer Sendung »Home Sweet Home« gute Musik spielte, zugleich aber auch Hetzpropaganda verbreitete. Aber selbst als sie vor D-Day mehrfach erklärte, die Deutschen warteten schon auf sie, hielten das die meisten für einen Witz.<sup>29</sup>

Das Rote Kreuz hatte Stände aufgebaut, wo junge weibliche Freiwillige aus den USA Doughnuts und Kaffee ausgaben. In vielen Fällen überließen sie den Soldaten die ihnen zugeteilten Zigaretten. Das angebotene Essen, darunter Steaks, Pommes frites und Eis, war der reine Luxus und provozierte förmlich den makabren Witz, hier würden die Soldaten fürs Schlachten gemästet. Die 82. Luftlandedivision hatte in Nottingham Geschmack an Fish and Chips gefunden und viele Freundschaften geknüpft.

Auch hier waren die amerikanischen Soldaten tief gerührt darüber, dass die Menschen zusammenliefen, um sie zu verabschieden. Nicht wenige hatten Tränen in den Augen, als sie auf ihren LKWs zu den Flugplätzen gebracht wurden.

Viele Männer lenkten sich von dem, was sie erwartete, durch hektisches Glücksspiel ab, bei dem sie zuerst das dubiose Invasionsgeld und später zusammengesparte Dollars und Pfunde setzten. Sie würfelten und spielten Black Jack. Ein Mann, der 2500 Dollar gewonnen hatte, für die damalige Zeit sehr viel Geld, spielte mit voller Absicht so lange weiter, bis er alles wieder verloren hatte. Er meinte, wenn er mit dem Geld in die Schlacht ziehe, habe das Schicksal ihm den Tod vorherbestimmt.<sup>30</sup>

Die Fallschirmjäger kontrollierten noch einmal ihre Haupt- und Reserveschirme, um sicherzugehen, dass sie in vorschriftsmäßiger Ordnung waren. Einige schrieben Abschiedsbriefe an ihre Familien oder Freundinnen für den Fall, dass sie sterben würden. Sorgsam gehütete Fotos wurden aus der Briefftasche genommen und in die Stahlhelme eingeklebt. Alle persönlichen Papiere und Privatsachen hatten die Soldaten bis zu ihrer Rückkehr verpackt zur Aufbewahrung abzugeben. In einer Ecke des Hangars zelebrierten Geistliche Gottesdienste. Katholische Priester nahmen die Beichte ab.

Einige Regimentskommandeure hielten in dieser Zeit des In-sich-Gehens jedoch anfeuernde Reden ganz anderer Art. Colonel »Jump« Johnson, der das 501. Luftlandeanfanterieregiment befehligte, rollte mit seinem Jeep in den Hangar und sprang auf das Podium des Vorturners. Seinen Spitznamen hatte er daher, dass er versuchte, von nahezu jedem Flugobjekt abzuspringen. Da stand er nun, einen Revolver mit perlenbesetztem Griff an jeder Hüfte. Die 2000 Mann seines Regiments scharten sich um ihn. »Das war eine tolle Atmosphäre, die Begeisterung vor der Schlacht«, notierte ein Soldat. Nach einer kurzen Rede, um den Kampfgeist zu wecken, beugte sich Johnson rasch nieder, zog ein großes Kampfmesser aus seinem Stiefel und schwang es über seinem Kopf. »Bevor ich die Dämmerung des nächsten Tages sehe«, brüllte er, »will ich dieses Messer in das Herz des miesesten, gemeinsten und dreckigsten Nazis in ganz Europa stoßen!« Gellendes Geheul antwortete ihm, und die Männer reckten ihre Messer in die Luft.<sup>31</sup>

General Maxwell Taylor machte seine Soldaten von der 101. Luftlandedivision darauf aufmerksam, dass es im Nachtkampf sehr chaotisch zugehen könnte. Es würde ihnen schwerfallen, die eigenen Kameraden vom Feind zu unterscheiden. Deshalb sollten sie, solange es dunkel war, mit

Messern und Handgranaten kämpfen und Feuerwaffen erst benutzen, wenn es hell würde. Wie einer seiner Männer berichtete, »sagte er auch, wenn ihr Gefangene macht, dann stören die euch nur bei der Erfüllung eures Auftrags. Wir sollten uns der Gefangenen entledigen, wie wir es für richtig hielten.«<sup>32</sup>

Brigadier General »Slim Jim« Gavin von der 82. Luftlandedivision hielt vielleicht die bedächtigste Ansprache. »Männer«, sagte er, »was ihr in den nächsten Tagen durchmachen müsst, werdet ihr nicht für eine Million Dollar eintauschen, aber auch nicht sehr oft erleben wollen. Die meisten von euch ziehen zum ersten Mal ins Gefecht. Denkt daran: Ihr müsst töten, oder ihr werdet getötet.« Gavin hinterließ einen starken Eindruck. Einer seiner Zuhörer sagte nach diesen ruhigen Worten: »Ich glaube, wir wären ihm bis in die Hölle gefolgt.«<sup>33</sup> Ein anderer Befehlshaber entschied sich für die Schocktherapie. Den Männern, die vor ihm angetreten waren, sagte er: »Schaut euch den Nebenmann zur Rechten und den zur Linken an. Nach der ersten Woche in der Normandie wird nur noch einer von euch am Leben sein.«<sup>34</sup>

Es kann kaum Zweifel daran bestehen, dass die Mehrheit der amerikanischen Fallschirmjäger hoch motiviert war. Bereits seit einiger Zeit konnten die Offiziere ihre Untergebenen vor allem dadurch disziplinieren, dass sie einem Soldaten drohten, er werde beim ersten Absprung über der Normandie nicht dabei sein.

Zu den Ritualen vor der Schlacht gehörte es auch, sich die Schädel kahl zu rasieren, um den Ärzten die Behandlung von Kopfverletzungen zu erleichtern. Aber einige Männer ließen in der Mitte von der Stirn bis zum Nacken einen Streifen Haar im Irokesenstil stehen. Das bestärkte die Deutschen in der Vorstellung, die von Gangsterfilmen aus Hollywood herrührte und später von der Wehrmachtpropaganda kräftig genährt wurde, die amerikanischen Luftlandetruppen rekrutierten ihre Männer in den schlimmsten Gefängnissen der USA, diese seien das »übelste Untermenschentum amerikanischer Slums«.<sup>35</sup> Gesichter wurden geschwärzt, meistens mit Ofenruß oder Schuhcreme. Einige Soldaten zogen noch Streifen in Weiß darüber, und es entspann sich ein regelrechter Wettbewerb um das grausigste Gesicht.

An ihren Kampfanzügen trugen die Fallschirmjäger das Emblem ihrer Division auf der linken Schulter und die amerikanische Flagge auf der rechten. Ein Soldat, dem eine der Rotkreuzhelferinnen ihre zwei Schach-

teln Pall Mall zugesteckt hatte, ließ eine davon in jedes Hosenbein gleiten. Sollte er in überflutetem Gelände landen, so würde ihm diese Art Unterbringung wohl eine zusätzliche Enttäuschung bereiten. Schuhe, Koppel und Gurte wurden so fest wie möglich geschnürt und zugezogen, als stellten sie in den kommenden Kämpfen eine Art Panzer dar. Die Fallschirmjäger versorgten sich mit zusätzlicher Munition, auch wenn das ihre Traglast noch erhöhte. Denn ihre größte Angst war, dem Feind mit einer ungeladenen Waffe gegenüberzustehen. Patronengurte wurden im »Pancho-Villa-Stil« kreuzweise über die Brust geschlungen, die Essgeschirre bis zum Rand gefüllt und Gürteltaschen mit Socken und Unterwäsche zum Wechseln vollgestopft. Hinten an den mit einem Tarnnetz überzogenen Stahlhelmen war ein Erste-Hilfe-Päckchen mit Binden, acht Sulfonamidtabletten und zwei Ampullen mit Morphinum befestigt – »eine gegen den Schmerz oder beide für die Ewigkeit«. <sup>36</sup>

Jacken- und Gürteltaschen waren nicht nur mit den 150 Schuss Munition Kaliber 7,62 Millimeter prall gefüllt, sondern auch mit Schokoladenriegeln von einer Konsistenz wie halb gehärteter Beton als eiserner Ration und mit einer britischen Gammon-Granate, einem Pfund C2-Sprengstoff, der in einer Art Baumwollsocke steckte. Diese improvisierte Bombe erwies sich sogar gegen gepanzerte Fahrzeuge als wirkungsvoll (die Fallschirmjäger nannten sie ihre »Handartillerie«), war aber auch aus anderen Gründen beliebt: Mit einer kleinen Menge des leicht entflammaren Sprengstoffs konnte man im Schützenloch einen Topf Kaffee oder eine Essenportion erwärmen, ohne dass auch nur eine Spur von Rauch aufstieg.

Erkennungsmarken wurden mit Klebeband zusammengeklebt, damit sie nicht klirrten. Zigaretten und Feuerzeug wurden mit anderen nützlichen Dingen wie Wasch- und Rasierzeug, Tabletten zur Wasseraufbereitung, 24 Blatt Toilettenpapier und einem französischen Sprachführer in der um den Nacken gehängten Kampftasche verstaut, dazu ein Notfallsortiment, bestehend aus einer Karte, die auf Seide gedruckt war, einem kleinen Sägeblatt, Kompass und Geld. Die Menge der Sachen, die sie mit sich schleppen sollten, verblüffte arme Burschen vom Lande, die gewöhnt waren, mit viel weniger auszukommen.

Zu den vielen kleinen Dingen kamen Schanzgerät und die persönliche Waffe des Soldaten, meist ein Karabiner mit Klappschaft. Das Gewehr war teilweise zerlegt und in einem als »Geigenkasten« bezeichneten Beutel auf der Brust des Soldaten untergebracht. Andere trugen eine Thompson-Maschinenpistole. Panzerbüchsen waren in ihre beiden Hälften zerlegt. Zu-

sammen mit mehreren panzerbrechenden Granaten steckten sie in Schenkeltaschen, die beim Absprung baumelten. Eine solche Tasche konnte allein bis zu vierzig Kilogramm wiegen.

Die Fallschirmjäger hatten ihren eigenen Aberglauben. Einige ahnten ihren Tod voraus. Ein Soldat erinnerte sich an einen »strohblonden Jungen« namens Johnny. »Er stand da und starrte vor sich hin. Ich ging zu ihm und sagte: ›Was ist los, Johnny?‹ – ›Ich glaube, ich komme nicht durch‹, antwortete er. Darauf ich: ›Ach was, dir passiert nichts.‹ Ich musste ihn schütteln, weil er wie benommen wirkte. Später stellte sich dann heraus, dass er einer der Ersten war, die in der Normandie fielen.«<sup>37</sup>

Als Eisenhower in seinem Cadillac und mit einem kleinen Gefolge von Reportern und Fotografen auf der Basis Greenham Common eintraf, schwatzte er noch ein wenig mit den Fallschirmjägern von General Maxwell Taylors 101. Luftlandedivision, bevor sie die Flugzeuge bestiegen. Es muss ihm schwergefallen sein, nicht an Leigh-Mallorys düstere Prophezeiung zu denken, dass die meisten dieser Männer in den sicheren Tod gingen. Aber Eisenhowers »freundliche und ungezwungene Art« setzte selbst seinen Mitarbeiter in Erstaunen.<sup>38</sup> Ein Texaner bot dem Oberbefehlshaber für die Nachkriegszeit einen Job als Cowboy an. Dann fragte Eisenhower die Offiziere, ob sie Männer aus Kansas dabei hätten. Er hoffte, einen Landsmann aus seiner Heimatstadt Abilene zu finden. Ein Soldat wurde ihm vorgestellt.

»Wie heißen Sie, Soldat?«, fragte ihn Eisenhower. Oyler stand stramm und brachte kein Wort heraus. Freunde mussten ihm seinen Namen zuruufen, um ihn wieder zur Besinnung zu bringen. Eisenhower fragte ihn, woher er komme.

»Wellington, Kansas«, antwortete er.

»Ja, das ist südlich von Wichita.«

Dann fragte ihn der Oberbefehlshaber ein wenig über seinen Ausbildungsstatus aus, wo er zur Schule gegangen sei, über seine Einsätze und ob er in England eine Freundin habe. Nun lockerte sich Oyler etwas und beantwortete die Fragen über die Ausbildung und ob er glaube, dass alle Männer seines Zuges bereit seien, in den Kampf zu ziehen.

»Wissen Sie, Oyler, die Deutschen haben uns fünf Jahre lang böse mitgespielt. Jetzt werden wir es ihnen heimzahlen.«

Dann fragte Eisenhower, ob der Soldat Angst habe. Oyler gab das zu.

»Ja, Sie wären ein Narr, wenn Sie keine hätten. Aber der Trick ist: immer

in Bewegung bleiben. Wenn man stehen bleibt und anfängt zu überlegen, dann verliert man das Ziel, die Konzentration. Und man wird zum Opfer. Am besten ist es, immer in Bewegung zu bleiben.«<sup>39</sup>

Bewegung aber war in diesem Moment das größte Problem der Fallschirmjäger. Sie waren so bepackt, dass sie regelrecht zu den Maschinen watschelten, die, am Rande der Startbahn aufgereiht, auf sie warteten.

Das Bodenpersonal der C-47 »Skytrains«, die die Briten »Dakotas« nannten, hatte hart gearbeitet. Rumpf und Flügel aller Maschinen, die an der Operation teilnahmen, waren im letzten Augenblick mit schwarzen und weißen Streifen bemalt worden, damit die Schiffe der Alliierten sie von unten gut erkennen konnten. Einige der Fallschirmjäger wirkten regelrecht bestürzt. »Wir waren völlig baff, als wir die dicken weißen Streifen auf Flügeln und Rumpf erblickten. Die sehen aus wie Lockenten, so dachten wir, an denen jeder Schütze da unten sein Glück versucht.«<sup>40</sup>

Die Gefahr, von den eigenen Leuten beschossen zu werden, bereitete besonders den Luftlandetruppen schwere Sorgen. Bei der Landung auf Sizilien im Juli 1943 hatte amerikanische Schiffsflak auf eigene Transportflugzeuge und Maschinen mit Lastenseglern im Schlepp geschossen. Um dem Feuer zu entgehen, hatten die Piloten die Segler ausgeklinkt und ins Meer stürzen lassen, wodurch über ein Dutzend verloren gegangen waren. Um das Überfliegen der Landungsflotte zu vermeiden, ließ man die Maschinen, die die zwei Luftlandedivisionen auf der Halbinsel Cotentin absetzen sollten, diesmal einen weiten Bogen nach Westen ziehen und Kurs über die Kanalinseln nehmen.

Viele der C-47, von den Fallschirmjägern »Goony Birds« [Albatrosse] genannt, waren am Bug mit Namen und Symbolen bemalt. Auf einem hielt ein Teufel ein Tablett in die Höhe, auf dem ein Mädchen im Badeanzug saß. Darunter die Inschrift: »Der Himmel kann warten.« Eine weniger ermutigende Inschrift war »Miss Carriage«, wörtlich als »Fräulein Fuhre« zu deuten, in einem Wortspiel aber auch als »Fehlschlag«.

Es dauerte 40 Minuten, bis alle eingestiegen waren, denn die voll bepackten Fallschirmjäger brauchten Hilfe, um die Stufen hinaufzukommen, wie Ritter in Rüstungen, denen man aufs Pferd helfen muss. Als sie drin waren, musste bald darauf eine größere Zahl wieder aussteigen, weil sie vor Aufregung Blasendruck verspürten. Die Piloten der Transportmaschinen machten sich zunehmend Sorgen über das Gewicht. In jeder mussten 16 bis 18 schwer beladene Männer untergebracht werden, und die Flugzeug-

führer hatten darauf bestanden, sie vorher zu wiegen. Das Ergebnis verstärkte ihre Bedenken noch.

Ein Sergeant [Feldwebel] stieg als Erster ein und nahm im Bug der Maschine Platz. Der Zugführer war der Letzte, denn er sollte beim Absprung die Spitze übernehmen. Der Sergeant hatte die Aufgabe, als »Schieber« von hinten sicherzustellen, dass alle Soldaten sprangen und keiner hocken blieb. »Einer fragte den Sergeanten, ob es wahr sei, dass er Befehl habe, jeden zu erschießen, der nicht springen wolle. »Das ist der Befehl, den ich erhalten habe.« Er sagte das mit so sanfter Stimme, dass es geradezu beruhigend wirkte.«<sup>41</sup>

Das 505. Luftlandeinferiement der 82. Division erlebte beim Einsteigen einen Schock. Eine Gammon-Granate explodierte in der Maschine, tötete mehrere Soldaten und setzte das Flugzeug in Brand. Die Überlebenden wurden kurzerhand der nächsten Einheit zugeteilt. Nichts durfte an diesem Abend den Zeitplan des Starts durcheinanderbringen.

Mit heulenden Motoren rollten die schwer beladenen C-47 in scheinbar endloser Reihe über die Startbahn von Greenham Common. General Eisenhower salutierte den abfliegenden Fallschirmjägern der 101. Division, als sie zum Himmel aufstiegen. Dabei soll er Tränen in den Augen gehabt haben.

Am Abend des Streits mit de Gaulle dachte Churchill auch an den mächtigen Verbündeten im Osten. Er hatte Stalin zu überzeugen versucht, seine Sommeroffensive mit der Landung in der Normandie abzustimmen. Am 14. April sandte er ihm folgenden Funkspruch: »Wir bitten Sie, uns mitzuteilen, welchen Umfang Ihre Aktion haben wird, damit wir unsere eigenen Berechnungen anstellen können.«<sup>42</sup>

Im Jahr zuvor hatte Stalin allmählich den Glauben daran verloren, dass die westlichen Alliierten, wie sie es seit 1942 versprochen, überhaupt in Nordeuropa einmarschieren würden. Churchill plädierte stets für eine indirekte oder periphere Strategie im Mittelmeerraum, um ein weiteres Blutbad in Frankreich zu vermeiden, wo die jungen Männer seiner Generation den Tod gefunden hatten. Am Ende sollte er mit dem Hinauszögern der Offensive recht behalten, möglicherweise aus den falschen Gründen. Zu einem früheren Zeitpunkt waren die anglo-amerikanischen Armeen weder materiell noch personell zu einer solchen Operation in der Lage. Ein Fehlschlag wäre eine Katastrophe gewesen. Jedoch keine der Ausreden oder keiner der wahren Gründe hatte Stalin besänftigen können, der seine

Verbündeten immer wieder an ihr Versprechen erinnerte. »Man sollte nicht vergessen«, hatte er am 24. Juni 1943 an Churchill geschrieben, »dass davon die Möglichkeit abhängt, Millionen Menschenleben in den besetzten Gebieten Westeuropas und in Russland zu retten sowie die kolossalen Opfer der sowjetischen Armeen zu verringern, im Vergleich zu denen die Verluste der anglo-amerikanischen Truppen als bescheiden anzusehen sind.«<sup>43</sup> Über sieben Millionen Rotarmisten hatten in diesem Krieg bereits ihr Leben gelassen.

Auf der Teheraner Konferenz im November 1943 hatte Roosevelt zu Churchills Entsetzen Stalin hinter seinem Rücken mitgeteilt, dass man neben der Landung in der Normandie auch »Operation Anvil«, den Einmarsch in Südfrankreich, plane. Churchill und Brooke waren gegen diesen Plan, seit die Amerikaner ihn sich ausgedacht hatten. »Anvil« würde den Armeen der Alliierten in Italien Reserven und Ressourcen entziehen, weshalb Churchills Traum, im Nordbalkan und in Österreich einzumarschieren, wohl platzen würde. Churchill sah voraus, welche Folgen der dramatische Vormarsch der Roten Armee haben würde. Ihm graute vor einer sowjetischen Besetzung Mitteleuropas. Roosevelt dagegen war zu der Überzeugung gelangt, dass dauerhafter Frieden in der Nachkriegszeit eine reale Möglichkeit sein könnte, wenn man sich Stalin gewogen machte, statt mit ihm auf Konfrontationskurs zu gehen. Dieser Frieden konnte auf einer Organisation aus Vereinten Nationen beruhen, die er zu schaffen gedachte. Der Präsident meinte, Churchill lasse sich viel zu sehr von reaktionären Impulsen imperialer und geopolitischer Art leiten. Zudem war Roosevelt der Meinung, wenn Nazideutschland mit amerikanischer Hilfe besiegt war, sollte Europa seine Probleme selber lösen.

Auf der Teheraner Konferenz war Stalin äußerst angetan, die bis dahin weitestgehende Zusicherung erhalten zu haben, dass es im Frühjahr 1944 tatsächlich zur Landung an der französischen Kanalküste kommen werde. Misstrauisch machte ihn allerdings die Tatsache, dass dafür noch kein Oberbefehlshaber ernannt war. Auch als Eisenhower mit dem Oberkommando betraut wurde, blieb Stalin skeptisch. Am 22. Februar erhielt er folgenden Funkspruch von seinem Botschafter Gussew in London: »Von anderer Seite, vor allem britischen und amerikanischen Korrespondenten, haben wir erfahren, dass das Datum der Eröffnung der Zweiten Front, wie es in Teheran festgelegt wurde, möglicherweise von März auf April oder gar Mai verschoben wird.«<sup>44</sup> Als Roosevelt Stalin das Datum schließlich mitteilte, ließ der sowjetische Außenminister Wyschinski den amerikani-

schen Geschäftsträger in Moskau zu sich rufen und fragte ihn, was das »D« in »D-Day« bedeute.<sup>45</sup>

Am Vorabend der Großoffensive sandte Churchill Stalin einen Funkspruch, in dem er zum Ausdruck brachte, die Blutschuld der westlichen Alliierten gegenüber dem sowjetischen Volk werde nun endlich beglichen. »Ich bin gerade von einem zweitägigen Aufenthalt in Eisenhowers Hauptquartier zurück, wo ich bei der Verladung der Truppen zugegen war. ... Zu seinem großen Bedauern musste General Eisenhower den Start der Operation um eine Nacht verschieben, aber nun sagen die Prognosen einen äußerst günstigen Wetterumschlag voraus, und heute Nacht starten wir.«<sup>46</sup>

### 3. Kapitel

#### *Behaltet den Kanal im Auge*

In Erwartung der »Invasion« hielt sich Hitler im »Berghof«, seiner Alpenresidenz oberhalb von Berchtesgaden, auf. Am 3. Juni – die Schiffe der Alliierten wurden gerade beladen – feierte man dort mit großem Pomp eine Hochzeit: Eva Brauns jüngere Schwester Gretel heiratete SS-Gruppenführer Hermann Fegelein, Himmlers Verbindungsoffizier im »Führer«-Hauptquartier. Die Gäste waren in Abendgarderobe oder Galauniform erschienen. Wegen der Feierlichkeit des Anlasses hatte auch Hitler, dem es normalerweise zuwider war, in Zivilkleidung fotografiert zu werden, sich in Schale geschmissen. Er gab den Brautvater und hatte nichts dagegen, dass der Champagner in Strömen floss und die Gäste zur Musik einer SS-Kapelle tanzten. Aber er selbst zog sich zeitig zurück und ließ die anderen bis tief in die Nacht feiern. Martin Bormann betrank sich so sehr, dass er in seine Villa getragen werden musste.

Hitler war zuversichtlicher Stimmung. Er wartete förmlich darauf, dass die Alliierten endlich losschlugen, denn er war sicher, sie würden sich am Atlantikwall die Köpfe einrennen. Reichspropagandaminister Joseph Goebbels ging sogar davon aus, dass sich die Alliierten gar nicht über den Kanal trauen würden. Er gab die Losung aus: »Sollen sie nur kommen. Warum kommen sie nicht?«<sup>1</sup>

Hitler selbst war davon überzeugt, wenn er diesen Angriff abwehrte, dann stiegen Briten und Amerikaner aus dem Krieg aus, und er könnte alle seine Truppen an der Ostfront gegen Stalin konzentrieren. Die Verluste, die die deutschen Armeen in dieser großen Verteidigungsschlacht erleiden würden, berührten ihn kaum. Er hatte bereits demonstriert, wie wenig Bedeutung er Menschenleben beimaß, selbst wenn es sich um seine Eliteeinheit, die SS-Panzerdivision »Leibstandarte Adolf Hitler«, handelte. Natürlich sandte er den Männern trotz allem jedes Jahr Weihnachtspakete mit Schokolade und Schnaps, allerdings keine Zigaretten, weil die der Gesundheit schaden. Hier musste Himmler aus SS-Beständen nachbessern.<sup>2</sup>

Der Atlantikwall, der angeblich von Norwegen bis zur Grenze Spaniens reichte, war mehr ein Produkt der Inlandspropaganda als Realität. Wieder einmal war Hitler dem Selbstbetrug seines Regimes aufgesessen. Er weigerte sich, jegliche Vergleiche mit Frankreichs Maginot-Linie von 1940 zur Kenntnis zu nehmen oder auf die Klagen der Verantwortlichen der Küstenbefestigungen zu hören. Für die Bunker und Feuerstellungen fehlte es an Zement, denn Hitler selbst hatte damit vor allem massive U-Boot-Bunker bauen lassen, weil er immer noch daran glaubte, dass die in der Entwicklung befindliche neue Generation von U-Booten den Schiffsverkehr der Alliierten zum Erliegen bringen werde.

Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt, der Oberbefehlshaber West, sah den Atlantikwall als »billigen Bluff«. Wie viele hohe Offiziere hatte der betagte Rundstedt den Ausspruch Friedrichs des Großen nicht vergessen: »Wer alles verteidigen will, verteidigt nichts!« Er war der Meinung, die Wehrmacht sollte sich aus Italien, »diesem schrecklichen Stiefel«, zurückziehen und die Alpen verteidigen. Er war auch dagegen, so viele Truppen in Norwegen zu belassen, dessen strategische Bedeutung er als »reine Marineangelegenheit« einschätzte.<sup>3</sup>

Fast alle hohen deutschen Offiziere erregten sich im privaten Kreis darüber, dass Hitler so auf Festungen versessen war. Die Hafenstädte Dünkirchen, Calais, Boulogne, Le Havre und Cherbourg an der Kanalküste sowie Brest, La Rochelle und Bordeaux am Atlantik waren sämtlich zu Festungen erklärt worden, die bis zum letzten Mann gehalten werden mussten. Hitler weigerte sich auch, die Verlegung der verstärkten deutschen Division von den Kanalinseln ins Auge zu fassen, weil er erwartete, die Briten würden sich das einzige Stückchen ihres Staatsgebiets, das seine Truppen hatten besetzen können, bei der ersten Gelegenheit zurückholen. Er selbst hätte an ihrer Stelle genau so gehandelt.

Hitler redete sich ein, seine Festungsbefehle seien der beste Weg, um seine Generäle an der Ost- und Westfront am Zurückweichen vor dem Feind zu hindern. Das bedeutete, dass die Garnisonen – in Nordfrankreich betraf das 120 000 Mann – später nicht für die Verteidigung deutschen Staatsgebiets zur Verfügung stehen würden. Damit widersprach seine Politik allen traditionellen Auffassungen des deutschen Generalstabs, der auf flexible Entscheidungen orientiert war. Als Rundstedt darauf hinwies, dass mit der einseitigen Ausrichtung der Artillerie und der Betonbunker zum Meer hin diese gegen Angriffe von Land nicht geschützt seien, wurde das »nicht günstig aufgenommen«.<sup>4</sup>

Trotzdem sahen viele erfahrene Offiziere, nicht nur die Fanatiker von der Waffen-SS, der kommenden Schlacht mit Zuversicht entgegen. »Den Erfolg bei Dieppe nahmen wir als Beweis dafür, dass wir in der Lage waren, jede Invasion zurückzuschlagen«, sagte Fritz Bayerlein gegenüber seinen amerikanischen Vernehmern später aus.<sup>5</sup> Der Drang, sich endlich am Boden mit dem Feind messen zu können, war weit verbreitet. »Das Gesicht des Krieges hat sich schwer geändert«, schrieb ein Lieutenant fünf Tage vor der Landung. »Es ist nicht mehr wie im Kino, dass die besten Plätze hinten sind. Wir sind weiterhin in Bereitschaft und wünschen uns, dass sie bald kommen. ... Aber ich habe immer noch die Sorge, dass sie überhaupt nicht kommen, sondern uns allein auf dem Luftweg fertigzumachen versuchen.«<sup>6</sup> Zwei Tage nach Beginn der Invasion wurde er von alliierten Bombern getötet.

Die Hauptfrage lautete natürlich, wo der Angriff der Alliierten erfolgen werde. Auf längere Sicht hatten die Deutschen Landungen in Norwegen und Dänemark, ja sogar in Spanien und Portugal ins Auge gefasst. Stabs-offiziere des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) prüften sehr eingehend die Möglichkeit von Angriffen auf die französische Mittelmeerküste oder die Biskaya, vor allem auf die Bretagne und die Gegend um Bordeaux. Am wahrscheinlichsten waren jedoch die Küstenbereiche, die in unmittelbarer Reichweite der alliierten Luftstützpunkte in Süd- und Ostengland lagen: von Holland entlang des Ärmelkanals bis nach Cherbourg an der Spitze der Halbinsel Cotentin.

Die Aufgabe, die Befestigungen am Kanal zu verstärken, hatte Hitler Generalfeldmarschall Erwin Rommel, dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B, übertragen. Den früheren treuen Gefolgsmann Hitlers hatten die Auswirkungen der alliierten Luftüberlegenheit in Nordafrika sehr entmutigt. Der »Wüstenfuchs«, der einst als Nationalheld gefeiert wurde, nannte jetzt Hitlers Durchhalteparolen an deprimierte Generäle »Höhensonnenbestrahlung«. In seinen Bemühungen, die Küstenbefestigungen zu verbessern, ließ er jedoch nicht nach.

Das Ziel, das sich für eine Landung als Erstes anbot, war Pas-de-Calais. Diese Region bot den Alliierten den kürzesten Seeweg, die besten Möglichkeiten für ununterbrochene Unterstützung aus der Luft und die geringste Entfernung von kaum 300 Kilometern zu den Grenzen Deutschlands. Wenn der Angriff dort gelang, würden weiter westlich stehende deutsche Truppen abgeschnitten und auch die V1-Abschussrampen ausgeschaltet werden, die kurz vor der Fertigstellung standen. Aus all diesen

Gründen hatte man den Atlantikwall zwischen Dünkirchen und der Sommemündung am stärksten ausgebaut. Dieser Küstenabschnitt wurde von der 15. Armee verteidigt.

Den zweiten möglichen Landungsraum stellten die Strände der Normandie weiter westlich dar. Hitler begann zu argwöhnen, dass die Alliierten es hier versuchen könnten, doch er sagte beide Küstenregionen voraus, damit er später in jedem Fall recht behalten würde. Die Kriegsmarine dagegen schloss die Küste der Normandie merkwürdigerweise aus, weil sie davon ausging, dass man dort nur bei Flut landen könne. Für die Verteidigung dieses Küstenbereichs, der sich von der Seinemündung bis zur Bretagne erstreckte, war die 7. Armee zuständig.

Rommel machte Château de la Roche-Guyon zu seinem Stabsquartier. Das Schloss lag an einer großen Schleife der Seine, die die Grenze zwischen seinen beiden Armeen bildete. An Kalksteinfelsen gelehnt, die eine normannische Burgruine krönte, war es von den Terrassen eines berühmten Kräutergartens umgeben, die sich bis hinunter zu dem großen Fluss erstreckten. Das Renaissancetor in der mittelalterlichen Umfassungsmauer war der Residenz des Geschlechts der Rochefoucauld würdig.

Mit Rommels Erlaubnis konnten der Schlossherr und seine Familie im Obergeschoss des großen Hauses wohnen bleiben. Die Repräsentationsräume des Schlosses nutzte er kaum. Eine Ausnahme bildete der große Salon mit seinen wunderbaren Gobelins. Dort arbeitete er und schaute dabei in den Rosengarten hinaus, dessen Blühphase noch nicht eingesetzt hatte. An dem Schreibtisch, den er benutzte, war im Jahre 1685 die Widerrufung des Edikts von Nantes unterzeichnet worden, woraufhin die hugenottischen Vorfahren vieler Wehrmachtsoffiziere nach Preußen flohen und sich dort ein neues Leben aufbauten.

Tagsüber war Rommel selten im Schloss anzutreffen. Er stand gewöhnlich um fünf Uhr morgens auf, frühstückte mit dem Chef seines Stabes, Generalleutnant Hans Speidel, und suchte dann, von nur wenigen Offizieren begleitet, in seinem Horch-Stabswagen die Truppen auf. Die Stabsbesprechungen fanden abends nach seiner Rückkehr statt. Danach nahm er häufig lediglich mit Speidel und Konteradmiral Friedrich Ruge, seinem Marineberater und Freund, ein bescheidenes Mahl ein. Meistens setzte er bei einem Spaziergang unter riesigen Zedern die Debatte mit ihnen fort. In diesem engen Kreis gab es viel zu besprechen.

Rommel war verzweifelt über Hitlers Weigerung, Luftwaffe und Kriegsmarine für die Verteidigung Frankreichs unter ein einheitliches Kommando

zu stellen. Der Diktator hatte es sich zum Prinzip gemacht, rivalisierende Kräfte vorzuziehen, die er allein als »Führer« kontrollieren konnte, eine Haltung, in der er von Göring und Admiral Dönitz bestärkt wurde. Speidel kritisierte, die Luftwaffe habe mehr als eine Dreitmillion Mann Bodenpersonal und Nachrichtentruppen im Westen stehen, die alle zu Görings Imperium gehörten. Der Reichsmarschall weigerte sich sogar, seine Luftabwehr in den Dienst des Heeres zu stellen, das er mit seiner Luftwaffe nicht vor den Angriffen der Alliierten schützen könne.

Wenn Rommel sich darüber beschwerte, dass die Luftwaffe ihre Aufgabe nicht erfüllte, versuchte man ihn im »Führer«-Hauptquartier mit der Ankündigung zu beschwichtigen, mit 1000 neuen Jagdflugzeugen und zahllosen Raketen werde man die Briten in die Knie zwingen. Diesen Versprechungen glaubte er nicht. Und er wusste, dass ihm operativ die Hände gebunden waren. Seit der Schlacht von Stalingrad ließ Hitler eine flexible Verteidigung nicht mehr zu. Jeder Fußbreit Boden musste gehalten werden.

Speidel, der einem Kreis von Oppositionellen innerhalb des Heeres angehörte, wies darauf hin, dass Rommel selbst einmal verbittert Hitlers Anspruch aus den Tagen der Weimarer Republik in *Mein Kampf* zitiert hatte: »Wenn durch die Hilfsmittel der Regierungsgewalt ein Volkstum dem Untergang entgegengeführt wird, dann ist die Rebellion eines jeden Angehörigen eines solchen Volkstums nicht nur Recht, sondern Pflicht.«<sup>7</sup> Anders als Speidel und die von Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg inspirierten Verschwörer in Berlin sah Rommel aber in Mord keine Lösung.

Der alte Strategie Rundstedt bezeichnete Hitler unter Gleichgesinnten zwar spöttisch als »böhmischen Gefreiten«, hätte aber niemals zu rebellieren gewagt. Wenn andere die »braune Bande« beseitigen wollten, würde er ihnen nicht im Wege stehen, sich selbst hielt er aber lieber heraus. Für diese Zwiespältigkeit gab es tiefere Gründe. Rundstedt war von Hitler mit hohen Geldsummen bedacht worden und muss sich deshalb kompromittiert gefühlt haben. Aber selbst Speidel konnte sich nicht vorstellen, wie tief Rundstedt sinken werde, als der Aufstand gegen Hitler fehlschlug.

Rundstedt war für Armee und Nation zu einer ähnlichen Symbolfigur geworden wie Generalfeldmarschall von Hindenburg nach dem Ersten Weltkrieg. Die Briten hielten den »letzten Preußen« für nicht gefährlicher als einen reaktionären Gardeoffizier und übersahen, dass er mit vielen der mörderischen Vorurteile der Nazis konform ging. Rundstedt hatte niemals etwas eingewandt, als die SS-Einsatzgruppen an der Ostfront ihre Mas-

senmorde an Juden verübten. In seinen Augen war es von Vorteil, russische Zwangsarbeiter in Frankreich einzusetzen: »Wenn er nicht pariert, kann er einfach erschossen werden.«<sup>8</sup>

Rundstedts Empörung über Hitlers katastrophale Kriegführung war mit der Zeit einem lethargischen Zynismus gewichen. Er zeigte wenig Interesse an der Theorie des Panzerkriegs und hielt sich aus den heftigen Debatten heraus, wie der »Invasion« am besten zu begegnen sei. Die Kontrahenten waren vor allem Rommel einerseits, der eine Vorwärtsverteidigung befürwortete und die Alliierten schlagen wollte, sobald sie französischen Boden betraten, sowie die beiden Verfechter eines massiven Gegenangriffs mit Panzern andererseits: der Generalinspekteur der Panzertruppen, Generaloberst Heinz Guderian, und der General der Panzertruppen Leo Freiherr Geyr von Schweppenburg.

Geyr, der einmal Militärattaché in London gewesen war und eine gewisse Ähnlichkeit mit Friedrich dem Großen hatte, war wesentlich kultivierter als viele seiner Zeitgenossen. Mit seiner intellektuellen Arroganz machte er sich jedoch Feinde, die seine Treue zum Regime bezweifelten, insbesondere im »Führer«-Hauptquartier und bei der SS. Als Oberbefehlshaber der Panzergruppe West war Geyr wie Guderian überzeugt, man müsse in den Wäldern nördlich von Paris eine Panzerarmee zusammenziehen, um damit den Gegner ins Meer zurückzuwerfen.<sup>9</sup>

Rommel, der sich 1940 als kühner Panzergeneral einen Namen gemacht hatte, stand seitdem unter dem starken Eindruck seiner Erfahrungen in Nordafrika. Jetzt, da die Alliierten die totale Luftherrschaft über Nordwesteuropa errungen hatten, war er überzeugt, dass Panzerdivisionen, die man von der Front zurückhielt, um mit ihnen einen Gegenangriff zu starten, niemals rechtzeitig das Schlachtfeld erreichen würden, um eine Entscheidung zu erzwingen. Wie zu erwarten, kam es aufgrund von Hitlers ständigen Eingriffen und der verworrenen Befehlsstruktur zu einem faulen Kompromiss. Weder Geyr noch Rommel kontrollierten alle Panzerdivisionen, weil Hitler das letzte Wort über ihren Einsatz sich selbst vorbehielt.<sup>10</sup>

Rommel, der immer mehr zu der Überzeugung gelangte, die Alliierten könnten doch in der Normandie landen, inspizierte die Befestigungsanlagen in diesem Bereich jetzt häufiger. Er hatte den Eindruck, die weit geschwungene Bucht, der die Alliierten den Namen »Omaha« gaben, erinnere an Salerno, wo sie in Italien an Land gegangen waren. Da Rommel sicher war, dass die ersten zwei Tage entscheidend sein würden, gönnte er sich keine Ruhe. Auf Betonbunker ließ er die Türme französischer Panzer mon-

tieren, die die Deutschen 1940 erbeutet hatten. Er kannte diese »Tobruk«-Bunker aus den Kämpfen in Nordafrika. Französische Arbeiter und italienische Kriegsgefangene mussten Pfähle in den Boden rammen, um die Landung von Lastenseglern an den Orten zu vereiteln, die von deutschen Luftlandeoffizieren als wahrscheinlich angegeben wurden. Die Pfahlwälder erhielten den Beinamen »Rommelspargel«.<sup>11</sup>

Viele Truppenkommandeure sahen die energischen Bemühungen des Heeresgruppenchefs mit gemischten Gefühlen. Denn die Zeit, die zum Ausbau der Befestigungsanlagen verwendet wurde, fehlte bei der Ausbildung. Es mangelte an Übungsmunition, worauf sich möglicherweise die signifikant schlechte Treffsicherheit der deutschen Einheiten zurückführen ließ.

Rommel bestand auch darauf, die Zahl der Minenfelder wesentlich zu erhöhen. Ein britischer Offizier hörte später von Kriegsgefangenen, viele Minenfelder-Attrappen seien auf Befehl deutscher Offiziere nur angelegt worden, um den Oberbefehlshaber zu beeindrucken. Sie gingen davon aus, dass er nicht allzu gründlich prüfen werde, ob sie auch echt seien.<sup>12</sup>

Theoretisch unterstanden Rundstedts Befehl 1 500 000 Wehrmachtsangehörige. Über Luftwaffe und Kriegsmarine hatte er allerdings keine Kontrolle. Die Einheiten des Heeres, insgesamt 850 000 Mann stark, waren von sehr unterschiedlicher Qualität. Von den 36 Infanteriedivisionen verfügte gut die Hälfte über keine Transportmittel oder mobile Artillerie. Diese Einheiten waren vor allem für die Verteidigung der Küsten vorgesehen. Einige davon waren »Ohr- und Bauchbataillone«: Sie bestanden aus Soldaten, die Bauchverletzungen erlitten oder ihr Gehör verloren hatten – eine surreale Vorstellung, wenn man an die Übermittlung von Befehlen in der Schlacht dachte.<sup>13</sup>

Viele Angehörige anderer Infanteriedivisionen, die in Frankreich operierten, waren entweder relativ alt oder sehr jung. Dazu notierte der Schriftsteller Heinrich Böll, der damals als Obergefreiter in der 348. Infanteriedivision diente: »Es ist wirklich traurig, wenn man diese Kindergesichter im grauen Rock sieht.«<sup>14</sup> Die Infanterie hatte auch deswegen gelitten, weil die besten Rekruten sofort der SS, den Fallschirmjägerdivisionen der Luftwaffe oder den Panzertruppen zugeteilt wurden. »Gute Ersatzleute wurden niemals zu Infanteriedivisionen abkommandiert«, meinte General Bayerlein. »Das ist ein Grund dafür, weshalb gute Panzereinheiten übermäßig lange an der Front verbleiben mussten.«<sup>15</sup>

Die Einheiten an der Westfront wurden in beträchtlichem Maße mit Wehrpflichtigen aus dem Elsass, aus Lothringen und Luxemburg sowie mit »Volksdeutschen« aufgefüllt. Letztere waren in der riesigen Region zwischen Baltikum und Schwarzem Meer geboren und sollten deutscher Abstammung sein, obwohl nur wenige Deutsch sprachen oder verstanden. Selbst Polen wurden zwangsrekrutiert.

Etwa ein Fünftel der Angehörigen der 7. Armee waren gebürtige Polen oder »Osttruppen«, die man aus sowjetischen Kriegsgefangenen zusammengestellt hatte. Viele dieser Männer hatten sich nur gemeldet, weil sie nicht in den deutschen Gefangenenlagern verhungern oder an Krankheiten zugrunde gehen wollten. An der Ostfront hatte man mit ihnen keine guten Erfahrungen gemacht, sodass das Naziregime sie nach und nach von dort abzog und General Andrej Wlassows »Russischer Befreiungsarmee« (ROA) zuteilte. Die meisten wurden nach Frankreich geschickt und dort zu Bataillonen formiert. An der Einstellung der Deutschen zu den slawischen »Untermenschen« änderte sich indessen wenig. Wie bereits auf sowjetischem Gebiet setzte man sie vor allem zur Partisanenbekämpfung ein. Generalfeldmarschall von Rundstedt stimmte zu, dass ihre Anwesenheit und ihr Hang zum Plündern »eine ängstliche Vorstellung über den Einmarsch sowjetrussischer Heere in Frankreich« hervorrufe.<sup>16</sup>

Deutsche Offiziere und Unteroffiziere, die sie befehligten, befürchteten, von ihnen in den Rücken geschossen zu werden, wenn die Kämpfe begannen. Eine beträchtliche Anzahl von Osttruppen-Angehörigen lief zur französischen Résistance über. Viele ergaben sich bei erster Gelegenheit den Alliierten, aber auch dieser zweite Seitenwechsel sollte sie bei Kriegsende nicht vor Stalins Rache bewahren. Auf jeden Fall erwiesen sich die Versuche der Deutschen, ihre Moral durch Hasstiraden gegen die Westalliierten, »die Plutokratenstaaten Amerika und England«<sup>17</sup>, zu stärken, als Fehlschlag. Nur wenige Einheiten, darunter das Ostbataillon Huber, sollten sich in der kommenden Schlacht bewähren.

Für die französische Zivilbevölkerung boten die Osttruppen einen ungewohnten Anblick. Ein Bürger von Montebourg auf der Halbinsel Cotentin, einer Stadt, der schwere Kämpfe bevorstehen sollten, starrte voller Verwunderung auf ein Bataillon Georgier, die die Hauptstraße entlangmarschierten, geführt von einem Offizier auf einem grauen Pferd. Sie sangen ein fremdartig klingendes Lied, »das ganz anders war als das übliche Heidi-heidi-heida, das uns seit 1940 in den Ohren dröhnte«.<sup>18</sup>

Am sympathischsten waren den Franzosen, die die Volksdeutschen

auch als »Beutegermanen« titulierte, die zum Dienst in der Wehrmacht gezwungenen Polen. Von ihnen erfuhr eine Frau in Bayeux, dass man ihnen insgeheim aus Warschau übermittelt habe, sie sollten sich so bald wie möglich den Alliierten ergeben und dann in die polnische Armee von General Anders eintreten, die aufseiten der Briten kämpfte. Diese Polen berichteten den Franzosen auch von den Vernichtungslagern der SS in ihrem Land. Ihren Schilderungen wurde nicht immer geglaubt, besonders wenn sie mit solchen Einzelheiten ausgeschmückt waren wie zum Beispiel, dass aus den Leichen von Juden Zucker gewonnen werde. Die Polen sahen das Schicksal ihres Landes voraus, das ihnen angesichts des Vormarschs der Roten Armee drohte. »Ihr werdet befreit werden«, sagten sie zu den Franzosen, »aber wir werden auf Jahre hinaus ein besetztes Land sein.«<sup>19</sup>

Von ganz anderem Kaliber als die schwachen Infanterieeinheiten waren die Panzer- und Panzergrenadierdivisionen der Waffen-SS und des Heeres. Generalleutnant Fritz Bayerlein, einer von Rommels Offizieren des Afrika-korps, befehligte die Panzerlehrdivision, deren Offiziere unter den Ausbildern der Panzertruppenschulen rekrutiert wurden. Als ihm der Befehl über diese Einheit übertragen wurde, sagte Guderian zu ihm: »Mit dieser Division allein müssen Sie die Angloamerikaner ins Meer werfen. Ihr Ziel ist die Küste, nein, nicht die Küste – es ist das Meer.«<sup>20</sup>

Zu den Panzerseinheiten mit vollem Personalbestand, die in der Normandie zum Einsatz kommen sollten, zählte die 2. Panzerdivision unter Generalleutnant Heinrich Freiherr von Lüttwitz, einem rundlichen Mann mit Monokel. Rommel vertraute ihm so sehr, dass er ihn für Verhandlungen mit den Alliierten vorsah, sollten diese erforderlich werden. Der normannischen Küste am nächsten stand die 21. Panzerdivision, die sich den Briten vor Caen entgegenstemmen sollte. Sie war nicht mit den neuesten Panzermodellen »Panther« oder »Tiger« ausgerüstet, sondern lediglich mit dem »Panzer IV«. Ein Sechstel des Personals bestand aus Volksdeutschen. Laut ihrem Befehlshaber, Generalleutnant Edgar Feuchtinger, konnten diese Leute »kaum Befehle verstehen oder von ihren Unteroffizieren und Offizieren verstanden werden.«<sup>21</sup> Feuchtinger war überzeugter Nazi und hatte die Olympischen Sommerspiele von 1936 in Berlin mitorganisiert. Von seinen Kameraden wenig geachtet, war er zudem ein Schürzenjäger. In der Nacht der alliierten Landungsoffensive hielt er sich bei seiner Geliebten in Paris auf.

Die Truppen der Alliierten, die in der Normandie kämpften, insbe-

sondere im britischen Abschnitt an der östlichen Flanke bei Caen, sollten die größte Konzentration von SS-Panzerdivisionen seit der Schlacht von Kursk erleben. Zu diesen Verbänden gehörten die 1. SS-Panzerdivision »Leibstandarte Adolf Hitler« und die 12. SS-Panzerdivision »Hitlerjugend«, die aus den jüngsten und fanatischsten Soldaten bestand. Von der Ostfront wurden später die 9. SS-Panzerdivision »Hohenstaufen« und die 10. SS-Panzerdivision »Frundsberg« nach Frankreich verlegt. Britische Panzer sollten auch auf zwei mit Tigern ausgestattete SS-Abteilungen stoßen, was verheerende Folgen für sie hatte. Die amerikanischen Truppen im Westen würden es dagegen nur mit der 17. SS-Panzergranadierdivision »Götz von Berlichingen«, der schwächsten und am schlechtesten ausgebildeten Einheit der Waffen-SS in der Normandie, sowie mit der 2. SS-Panzerdivision »Das Reich«, die vor allem für ihre Grausamkeit berüchtigt war, zu tun bekommen. Dafür würden sich die Amerikaner mit viel mehr Infanteriedivisionen herumschlagen müssen, von denen das II. Fallschirmjägerkorps unter dem Befehl des Generals der Fallschirmtruppen Eugen Meindl den Alliierten den größten Respekt einflößte.

Der Befehlshaber des LXXXIV. Korps, das den Normandie-Abschnitt kontrollierte, war General der Artillerie Erich Marcks, ein hoch geachteter, intelligenter Truppenführer. Der schlanke, drahtige Offizier hatte im Ersten Weltkrieg ein Auge verloren, und eine tiefe Narbe lief ihm quer über Nase und Wange. Zu alledem war ihm in diesem Krieg ein Bein amputiert worden. »Er war von einer spartanischen, altpreußischen Einfachheit«, schrieb ein Bewunderer unter seinen Offizieren. Als einmal zum Essen Schlagsahne serviert wurde, erklärte er: »Das will ich nicht noch einmal sehen, solange unser Land hungert.«<sup>22</sup>

Marcks war tatsächlich eine Ausnahme. Seit 1940 lebten die Eroberer in Frankreich nach Aussage von Rundstedts Stabschef, General Günther Blumentritt, »wie im Paradies«. Als Stationierungsgebiet stellte das Land das absolute Gegenstück zur Sowjetunion dar. Unverheiratete Offiziere auf Urlaub von der Ostfront versuchten nach Paris zu kommen, statt ihre freie Zeit im Not leidenden Berlin zu verbringen, das noch dazu ständig bombardiert wurde. Wie verlockend war da die Aussicht, in einem Straßencafé an den Champs-Élysées in der Sonne zu sitzen, danach im Maxim zu dinieren und den Abend in Nachtclubs und Kabarets zu beschließen.<sup>23</sup>

Selbst die Vorstellung, dass Zivilisten den Alliierten helfen könnten, schien die Deutschen nicht allzu sehr zu beunruhigen. »Der Feind wird

bestimmt gut orientiert sein, denn hier ist es ein Leichtes, Spionage zu treiben«, schrieb ein Truppeningenieur der 9. Panzerdivision von seinem Urlaub aus Paris, »zumal alles bestens beschildert ist und außerdem im Allgemeinen die Beziehungen der Soldaten zum zarten Geschlecht sehr enge sind. Ich habe sehr schöne Tage hier verlebt, man muss Paris wirklich einmal gesehen und selbst erlebt haben, ich bin froh, dass ich dazu Gelegenheit hatte. Hier in Paris bekommst Du alles.«<sup>24</sup>

In Einheiten, die von der Ostfront kamen, insbesondere in den Divisionen der Waffen-SS, herrschte die feste Überzeugung vor, dass die in Frankreich stationierten Truppen längst völlig verweichlicht waren. »Sie haben nichts anderes gemacht als gut zu leben und Sachen nach Hause zu schicken«, bemerkte ein General. »Frankreich mit seinem Wein, seinen Frauen und dem angenehmen Klima ist ein gefährliches Land.«<sup>25</sup> Die 319. Infanteriedivision, die auf den Kanalinseln stationiert war, stand gar im Verdacht, schon völlig in der im Wesentlichen englischen Bevölkerung aufgegangen zu sein. Hinter vorgehaltener Hand nannte man sie »des Königs deutsche Leibgrenadiere«.<sup>26</sup> Unter den einfachen Soldaten hieß sie schon recht bald die »Kanadadivision«, weil Hitlers Weigerung, sie von den Inseln abzuziehen, bedeutete, dass sie wahrscheinlich in kanadische Gefangenschaft geraten würde.<sup>27</sup>

Den Angehörigen der deutschen Besatzungstruppen in Frankreich ging es in der Tat recht gut. Dazu trug bei, dass die Kommandeure von ihnen verlangten, sich gegenüber der Zivilbevölkerung korrekt zu verhalten. Die Bauern in der Normandie wollten nur leben und arbeiten wie zuvor. Erst als im Frühjahr 1944 SS-Einheiten und Osttruppen dort auftauchten, kam es des Nachts zu Gewaltakten unter Alkoholeinfluss, zu Schießereien untereinander, gelegentlichen Fällen von Vergewaltigung und häufigen Plünderungen.

Viele deutsche Offiziere und Soldaten in den Provinzen und in Paris hatten französische Freundinnen. Für diejenigen, die bis dahin leer ausgegangen waren, gab es in Bayeux ein Armeebordell. Dieses war in der verschlafenen Kleinstadt zusammen mit einem Kino, einer Zahnarztpraxis und anderen Einrichtungen des »Hauses der Wehrmacht« eröffnet worden. Deutsche Soldaten, die in den reichen Landwirtschaftsgebieten der Normandie stationiert waren, genossen noch einen weiteren Vorteil. Wenn sie in Urlaub fuhren, nahmen sie kistenweise Fleisch und Milchprodukte für ihre Familien mit, die von immer kargeren Lebensmittelzuteilungen leben mussten. Als die Alliierten im Frühjahr 1944 das Eisenbahnnetz verstärkt

bombardierten, konnten die Bauern der Normandie ihre Produkte kaum noch auf den Markt bringen. So bekamen die deutschen Landser und Unteroffiziere die Möglichkeit, ihre Zigarettenration in Butter und Käse einzutauschen, die sie nach Deutschland schickten. Sie hatten jetzt nur das Problem, dass wegen der zunehmenden Bombardierung der Transportwege auch auf die Feldpost immer weniger Verlass war.<sup>28</sup>

Ein Hauptfeldwebel verbrachte die Nacht vor Beginn der alliierten Offensive zusammen mit seinem Kompaniechef in einem Unterstand. Sie redeten darüber, wie die deutsche Bevölkerung auf eine mögliche Landung der Alliierten reagieren werde. Aktuell hatte der Hauptfeldwebel jedoch ein ganz anderes Problem. »Ich habe hier über 4 kg. Butter liegen«, schrieb er an seine Frau Laura, »und würde sie gerne abschicken, wenn ich nur die Gelegenheit dazu hätte.«<sup>29</sup> Wahrscheinlich erhielt er diese nicht mehr, denn einige Tage später »gab er sein Leben für Führer, Volk und das Großdeutsche Reich«, wie der Kompaniechef in einem Standard-Beileidsbrief an die Witwe schrieb.

Ein Soldat der an der Küste eingesetzten 716. Infanteriedivision wurde von einem französischen Ladenbesitzer gefragt, wie er sich verhalten werde, wenn der alliierte Angriff erfolge. »Ich werde mich verhalten wie eine Muschel«, antwortete der.<sup>30</sup> Viele jedoch waren sich ihrer patriotischen Pflicht bewusst. »Mache Dir keine großen Sorgen, wenn ich in nächster Zeit vielleicht weniger schreiben kann oder im Einsatz bin«, schrieb ein Hauptfeldwebel der 2. Panzerdivision nach Hause. »Sooft es geht, werde ich Dir schon wieder schreiben, auch wenn es wieder einmal heiß hergehen sollte. Es ist ja nicht ausgeschlossen, dass jetzt einmal der große Schlag gegen unser geliebtes Vaterland geführt wird, von dem unsere Feinde schon so lange schwärmen. Dass wir aber standhalten werden, darauf kannst Du Dich verlassen.«<sup>31</sup>

In diesen ersten Junitagen wirkten zahlreiche Anzeichen einer Offensive durchaus widersprüchlich. Laut Rommels Marineberater, Konteradmiral Ruge, wurde ein unmittelbar bevorstehender Angriff wegen des Wetters ausgeschlossen. Die deutschen Meteorologen, denen die den Alliierten zur Verfügung stehenden Daten von den Stationen im Westatlantik fehlten, glaubten, die Bedingungen würden sich vor dem 10. Juni nicht bessern. Daher entschloss sich Rommel, die Gelegenheit zu nutzen und zum Geburtstag seiner Frau nach Deutschland zu fahren. Außerdem wollte er Hitler im »Berghof« aufsuchen und ihn um zwei weitere Panzerdivisionen bit-

ten. Er muss dem Wetterbericht sehr stark vertraut haben, weil ihm sonst eingefallen wäre, dass er seinem Afrikakorps ebenfalls aus Krankheitsgründen fern gewesen war, als Montgomery vor anderthalb Jahren die Schlacht von Alamein begonnen hatte. Auch Generaloberst Friedrich Dollmann, der Oberbefehlshaber der 7. Armee, entschied sich angesichts der Wettervorhersage dafür, am 6. Juni eine Planübung für alle höheren Befehlshaber in Rennes anzusetzen.<sup>32</sup>

Andere jedoch spürten, dass ungeachtet der vielen blinden Alarme in diesem Frühjahr diesmal etwas passieren konnte. Am 4. Juni war Obersturmführer Rudolf von Ribbentrop, der Sohn von Hitlers Außenminister, auf dem Rückweg von einer Funkübung der 12. SS-Panzerdivision, als sein Wagen von einem alliierten Tiefflieger beschossen wurde. Am nächsten Tag suchte ihn ein Mitarbeiter der deutschen Botschaft in Paris im Lazarett auf. Beim Abschied sagte der Diplomat, nach neuesten Meldungen sollte die Invasion an diesem Tag beginnen.

»Wieder eine Ente«, meinte Ribbentrop darauf.

»Noch ist der 5. ja nicht um«, erwiderte der Diplomat.<sup>33</sup>

In der Bretagne lösten verstärkte Aktivitäten der Résistance Verdacht aus. Nordöstlich von Brest war eine Waffenlieferung an die örtliche Gruppe aus der Luft beinahe auf dem Hauptquartier der 353. Infanteriedivision niedergegangen. »Man lauerte Kurieren und einzelnen Soldaten auf.« Der Befehlshaber, General Mahlmann, überlebte einen Hinterhalt mit automatischen Waffen nur knapp, doch sein Adjutant kam dabei ums Leben, und sein Stabsfahrzeug wies danach 24 Einschüsse auf.<sup>34</sup> Am 5. Juni wurde Oberst Cordes, der Kommandeur des Grenadierregiments 942, getötet.<sup>35</sup> Das zweifellos sehr brutale Verhör eines Mitglieds der Widerstandsbewegung, das Anfang Juni gefasst wurde, brachte Ergebnisse. Der Mann soll »erklärt haben, dass die Invasion in einigen Tagen beginnt«.<sup>36</sup>

Das schlechte Wetter am 5. Juni war kein Hinderungsgrund für eine Übung mit Platzpatronen in den Straßen von Montebourg auf der Halbinsel Cotentin. Die Kriegsmarine entschied allerdings, in dieser Nacht müssten keine Schiffe im Ärmelkanal patrouillieren. Dadurch konnten die Minenräumflottillen der Royal Navy sich der Küste der Normandie in breiter Front völlig unbemerkt nähern.

Am frühen Abend erregte eine verschlüsselte »persönliche Botschaft« der BBC an die Résistance Verdacht. Rundstedts Stab gab die Information um 21.15 Uhr als allgemeine Warnung weiter, aber nur die 15. Armee am Pas-de-Calais löste Alarmstufe II aus. Auf Château de la Roche-Guyon hat-

ten General Speidel und Admiral Ruge Gäste zum Abendessen. Darunter war der Schriftsteller Ernst Jünger, ein glühender Nationalist, der inzwischen zum deutschen Widerstand gestoßen war. Man saß bis spät in die Nacht beisammen. Am 6. Juni gegen 1.00 Uhr morgens wollte Speidel gerade zu Bett gehen, als die ersten Meldungen über Landungen alliierter Fallschirmjäger eintrafen.<sup>37</sup>

## 4. Kapitel

### *Das Abriegeln des Landungsgebiets*

Die französische Widerstandsbewegung, deren Anfänge in isolierten Grüppchen aus den dunkelsten Tagen des Krieges lagen, war zwangsläufig zersplittert und ohne einheitliche Führung. So viele Abteilungen mit ganz unterschiedlichen politischen Auffassungen zusammenzubringen erwies sich als schwierige und gefährliche Aufgabe. Zahlreiche mutige Männer, von denen Jean Moulin wohl der berühmteste ist, hatten bei Versuchen, die Résistance zu koordinieren, ihr Leben riskiert oder sogar verloren. Im Februar 1944 hatte man unter dem Conseil National de la Résistance (CNR), dem Nationalrat des Widerstands, einen gewissen Grad von Einheit erreicht. Georges Bidault war zum Führer der Bewegung gewählt worden. Der spätere Außenminister de Gaulles wurde von Kommunisten und Nichtkommunisten gleichermaßen akzeptiert.

Ganz allgemein gesprochen, teilte sich die französische Politik 1944 in drei Hauptströmungen, die sich gegenseitig als Pétainisten, Kommunisten oder Gaullisten bezeichneten. So sahen sie sich aber nicht unbedingt selbst. Große Teile der Résistance arbeiteten mit de Gaulle zusammen, ohne Gaullisten zu sein. Die Organisation de Résistance de l'Armée (ORA) nahm zwar von de Gaulle Befehle entgegen, das Misstrauen gegen ihn legten ihre Führer aber nie ganz ab. Geführt von General Revers und anderen Offizieren, war die ORA aus den Resten der Waffenstillstandsarmee des Vichy-Regimes hervorgegangen, die aufgelöst wurde, als die Deutschen im November 1942 auch in den bis dahin unbesetzten Teil Frankreichs einrückten. In den Augen der Kommunisten waren diese Leute nichts anderes als gewendete Pétain-Anhänger, die die Résistance infiltriert hatten. Dabei waren die Kommunisten, die nach ihrer klassischen Taktik des Entrismus hinter den Kulissen agierten, selbst die gewieftesten Infiltratoren. Mit allen Tricks suchten sie ihre Leute, die sich häufig nicht offen zu erkennen gaben, in wichtige Gremien der Résistance einzuschleusen. Diese eroberten sie dann von innen her, wobei der Anschein politischer Einheit gewahrt blieb.

In der Zeit des Hitler-Stalin-Pakts geriet die Kommunistische Partei Frankreichs in eine prekäre Lage. Aber seit Deutschland die Sowjetunion überfallen hatte, schlossen sich radikale und entschlossene junge Französinen und Franzosen ihr wieder begeistert an. Von den immensen Opfern der Roten Armee und der Partisanen ging eine starke Inspiration aus, die mit dem Stalinismus der Vorkriegszeit wenig zu tun hatte. Manche im bewaffneten Flügel der KP, den Franc-tireurs et Partisans (FTP), sahen bewaffnete Aktionen gegen Vichy und die deutsche Besatzung als politische Erhebung, zugleich aber auch als Kampf um die nationale Befreiung an. Ungeübt in stalinistischer Disziplin und ohne Instruktionen aus Moskau hatten sie keine Vorstellung davon, dass der Kreaml eine Revolution in Frankreich hinter den Frontlinien der Alliierten überhaupt nicht gebrauchen konnte. Solange Deutschland nicht endgültig besiegt war, benötigte Stalin alle Hilfe der USA. Über das Lend-Lease-Abkommen wurden LKWs, Lebensmittel und Stahl in die Sowjetunion geliefert. Seine größte Sorge war zudem, dass die westlichen Alliierten versucht sein könnten, einen Separatfrieden mit Deutschland zu schließen. Daher wollte er keinen Ärger mit der KPF riskieren, der dafür als Vorwand dienen konnte.

Von alledem wussten die Kommunisten in der Résistance nichts. Das lag nicht nur an der schwierigen Kommunikation. Die Internationale Abteilung des Zentralkomitees der KPdSU, die in Moskau die Aufgaben der 1943 aufgelösten Komintern übernommen hatte, erhielt wenig Anleitung von oben. Stalin hatte Frankreich abgeschrieben. Offenbar konnte er dem Land den Zusammenbruch von 1940 nicht verzeihen, der die Sowjetunion plötzlich für die Wehrmacht angreifbar gemacht und damit alle seine Kalkulationen durchkreuzt hatte.

Die Special Operations Executive (SOE) in London, die mit 137 aktiven Funkstationen in Verbindung stand, schätzte die Stärke der Résistance im Frühjahr 1944 auf etwa 350 000 Mitglieder. Davon hatten etwa 100 000 einsatzfähige Waffen. Allerdings verfügten nur 10 000 über so viel Munition, dass sie mehr als einen Tag kämpfen konnten.<sup>1</sup> Der Hauptbeitrag der Résistance zu »Operation Overlord« waren nicht Partisanenaktionen, sondern Aufklärung und Sabotage, dank denen es gelang, die Normandie vom übrigen Frankreich abzuschneiden.

»Résistance Fer«, die Widerstandsorganisation der Eisenbahner, war daran wesentlich beteiligt. Anhand der für Truppentransporte bereitgestellten Züge konnten die Bahnbediensteten die Stärke der deutschen Divi-

sionen schätzen. So hatte die 12. SS-Panzerdivision »Hitlerjugend« offenbar nahezu volle Personalstärke, weil die Eisenbahner berichteten, bei ihrer Verlegung seien 84 Züge zum Einsatz gekommen. Für Sabotageakte gab es den »Plan Vert«, den »Plan Grün«. Im Zusammenwirken mit anderen Widerstandsgruppen ließen die Eisenbahner Züge in Tunnels entgleisen, die nur mit Schwierigkeiten wieder zu räumen waren. Schwere Hebekräne wurden zum bevorzugten Ziel von Sabotageakten und Luftangriffen. Lokomotiven wurden auf Rangierbahnhöfen unbrauchbar gemacht und Gleise immer wieder gesprengt.<sup>2</sup>

In Burgund und ganz Ostfrankreich bis zur deutschen Grenze kam der Eisenbahnverkehr völlig zum Erliegen. In der Gegend von Dijon waren unmittelbar vor der Invasion insgesamt 37 Eisenbahnstrecken unterbrochen. Die französischen Eisenbahner hatten unter schweren Vergeltungsmaßnahmen der Deutschen zu leiden. Mehrere hundert Bahnangehörige wurden hingerichtet und weitere 3000 in deutsche KZ deportiert. Die Lokomotivführer schwebten außerdem ständig in Gefahr, dass ihre Loks von Kampfbombern der Alliierten angegriffen wurden. Für einen »Typhoon«-Piloten war es ein großes Erlebnis, eine Lokomotive, die er unter Beschuss genommen hatte, in einer riesigen Dampfwolke explodieren zu sehen. Die französischen Eisenbahner wurden Experten darin, deutsche Truppentransporte fehlzuleiten und damit große Verspätungen zu verursachen. Das war nicht so dramatisch, aber sehr wirkungsvoll. Zwar brachten die Deutschen 2500 eigene Eisenbahner nach Frankreich, doch die Sabotageakte gingen weiter.

Von den offensichtlichen Gründen für die Störung der deutschen Truppenbewegungen und Warentransporte per Bahn einmal abgesehen, war es generell von Vorteil, den Verkehr auf die Straße zu zwingen. Panzerketten hatten nur eine bestimmte Laufleistung. Da die 8. US-Luftflotte Öllager und Raffinerien systematisch bombardierte, war auch Treibstoff in der Wehrmacht äußerst knapp. Dass es an Gummi für Reifen mangelte, konnten sich die Widerstandsgruppen ebenfalls zunutze machen. Reißzwecken und Glasscherben, auf Straßen gestreut, die von den Versorgungsfahrzeugen benutzt wurden, erwiesen sich als sehr wirksam, um Störungen zu erzeugen. Diesem Zweck diente »Plan Tortue«, »Plan Schildkröte«.

»Plan Violett« betraf die Mitglieder der Widerstandsorganisation im französischen Post- und Fernmeldewesen (PTT). Sie konzentrierten sich darauf, die Erdkabel zu zerschneiden, die von den Deutschen benutzt wurden. Ohne es zu wissen, erzeugten diese Widerstandskämpfer einen weiteren

Vorteil für die Alliierten, weil die Deutschen nun gezwungen waren, auf Funkverkehr auszuweichen, der mit dem »Ultra«-System entschlüsselt werden konnte. »Plan Bleu« sah Sabotageanschläge gegen das Stromnetz vor.

In den normannischen Departements Calvados und La Manche war die Résistance keine starke Kraft. Den größten militärischen Wert hatten die Aktionen der Gruppe Surcouf in Pont-Audemer. Sie umfasste etwa 200 Mitglieder in und um Bayeux, dazu einige Fischer in den kleinen Häfen an der Küste. Weiter im Inland, wo die Bedingungen günstiger waren, hatte man für den Tag X Waffenlager angelegt. Im Departement Orne, wo Wälder Schutz boten, konnte die Résistance auf 1800 Männer und Frauen zurückgreifen, von denen ein Drittel bewaffnet war.<sup>3</sup>

Die geringe Zahl von Aktionsgruppen im Departement Calvados bedeutete nicht, dass die Alliierten dort wenig Unterstützung fanden. Eine Flut von Informationen war nach London weitergeleitet worden. In Wäschereien wurden die in der Region stationierten deutschen Divisionen anhand der Nummern in den Kragen der Uniformjacken identifiziert. Viele der Einzelheiten, die die Briten in die Lage versetzten, die Brücke über die Orne bei Bénouville in einer außerordentlich erfolgreichen Operation mit Lastenseglern einzunehmen, stammten von Mitgliedern der Résistance. Zwei Angestellte in den Büros der Organisation Todt, die den Bau der Küstenbefestigungen überwachte, kopierten Pläne und Karten. Einer von ihnen, Monsieur Brunet, wurde gefasst und zum Tode verurteilt. Minenfelder – echte und vorgetäuschte – wurden identifiziert. Die Widerständler versuchten sogar, das Kaliber der Kanonen zu schätzen, mit denen die Strände gesichert waren. Das erwies sich als schwierig, da man die französischen Arbeiter bereits abgezogen hatte, bevor die Küstenartillerie installiert wurde. Aber die Breite des Streifens, in den Fischerboote bei Schießübungen nicht einlaufen durften, war ein wertvoller Hinweis.<sup>4</sup>

Während General Koenig und sein Stab die Aktivitäten der Résistance von London aus koordinierten, plante SHAEF die Operationen der von SOE entsandten Spezialgruppen, die über Frankreich abspringen und dann mit der Résistance zusammenarbeiten sollten. Bei SHAEF ging man davon aus, dass die bereits vor Ort aktiven SOE-Gruppen vor allem Eisenbahnziele im Landesinneren angriffen, während die 2420 Mann des Special Air Service (SAS) näher zur Küste abgesetzt werden sollten. Im Stab von Bradleys 1. US-Armee sahen die altgedienten Infanteristen den SAS mit großer Skepsis. Für sie waren das »nicht mehr als hoch ausgebildete Luftlande-

Saboteure«. »Der Zweck«, so hieß es in einem Bericht zu diesem Thema, »besteht darin, SAS-Angehörige sehr nahe am Kampfgebiet abzusetzen, wo sie hier und da ein paar Leute umbringen, Wasser in Gastanks lassen, Reifen zerschneiden und ähnliche Streiche spielen.«<sup>5</sup> Später, besonders in der Bretagne, sollte die US-Armee die Aktionen des SAS noch schätzen lernen.

Das für die Bretagne vorgesehene 2<sup>ème</sup> Régiment de Chasseurs Parachutistes, das 2. Fallschirmjägerregiment der SAS-Brigade, war die erste französische Einheit, die seit 1940 im Lande zum Einsatz kam. Die Vorausabteilungen, die das weinrote Baret der britischen Fallschirmjäger mit einem angesteckten Lothringer Kreuz trugen, starteten in der Nacht des 5. Juni in »Halifax«-Bombern vom Flugplatz Fairford. Ende Juli hatte der SAS in Frankreich bereits 30 000 bretonische Widerstandskämpfer im Einsatz.

Seit März 1943 waren weitere Gruppen in Vorbereitung, die in Schlüsselregionen Frankreichs abspringen sollten, um die Résistance zu unterstützen und auszubilden. Die wichtigsten waren die Jedburgh-Teams, genannt nach ihrem Ausbildungsort in Schottland, die in der Regel aus einem britischen oder amerikanischen Offizier, einem französischen Offizier und einem Funker bestanden. Insgesamt wurden 83 von Koenigs Stab eingewiesene Gruppen in Uniform abgesetzt. Leider kamen viele zu spät, um noch großen Nutzen zu bringen.<sup>6</sup>

Rommel war sich der Gefahren für seine Nachschublinien voll bewusst, die nicht nur von der Résistance, sondern vor allem von den Flugzeugen der Alliierten ausgingen. »In der Invasionsschlacht wird es uns hier genauso ergehen wie in Nordafrika«, hatte er bereits am 15. Mai zu General Bayerlein gesagt. »Die Verkehrswege werden zerstört sein, und nichts wird über den Rhein herüberkommen, wie nichts über das Mittelmeer gekommen ist.«<sup>7</sup>

Der Plan der Alliierten sah allerdings nicht vor, das Schlachtfeld am Rhein abzuriegeln. SHAEF verfolgte das Ziel, durch Unterbrechung der Eisenbahnlinsen und Zerstörung aller Brücken über die Seine im Osten und über die Loire im Süden die Normandie und die Bretagne abzuschneiden. Bald stellte sich jedoch heraus, dass die »Operation Transportation«, wie sie genannt wurde, wegen britischer Befürchtungen und persönlicher Rivalitäten nur sehr schleppend in Gang kam.

Eisenhowers Stellvertreter Air Chief Marshal Tedder war der wichtigste Befürworter des Planes. Bereits im Februar 1944 wurden Air Mar-

shal Harris vom britischen Bomber Command und General Spaatz von der 8. US-Luftflotte darüber informiert, dass die Vorbereitungen für »Overlord« es erforderten, ihre Staffeln schwerer Bomber von der strategischen Offensive gegen Deutschland abzuziehen. Harris, der felsenfest überzeugt war, seine Bomber seien drauf und dran, Deutschland in die Knie zu zwingen, legte energischen Widerspruch ein. Er wollte, dass seine Maschinen weiterhin deutsche Städte in Schutt und Asche legten. Von der Aufgabe, »die materielle Kraft des Gegners zum Widerstand gegen die Invasion zu schwächen«, dürfe es nur »minimale Ablenkungen« geben, schrieb er an den Chef des Luftwaffenstabs, Air Chief Marshal Sir Charles Portal.<sup>8</sup>

Vor allem wehrte sich Harris heftig dagegen, dass man ihm Vorschriften machen wollte, was er zu bombardieren habe. Wegen der Unbilden des Wetters müsse er darüber »völlige Entscheidungsfreiheit« haben. Was Ziele in Frankreich betraf, so war er nur bereit, Staffeln von Halifax- und »Sterling«-Bombern zur Verfügung zu stellen, weil diese nicht die Reichweite der »Lancaster«-Maschinen hatten, die tief in deutsches Staatsgebiet eindringen konnten. Auch Spaatz zeigte großen Widerwillen, an seinen Zielen etwas zu ändern. Er wollte weiterhin Ölraffinerien und Produktionsstätten von Jagdflugzeugen in Deutschland angreifen. Beider Einwände wurden auf einer wichtigen Besprechung am 25. März 1944 von Eisenhower zurückgewiesen. Aber sie versuchten auch weiterhin ihren Kopf durchzusetzen.<sup>9</sup>

Spaatz wies auf die Gefahr hin, dass französische Zivilisten in großer Zahl getötet werden könnten. Dieses Problem bewegte Churchill außerordentlich. In einem Schreiben an Roosevelt argumentierte er, die deutsche Luftwaffe müsse »das Hauptziel sein«. Er fürchtete »die negative Wirkung solcher Gemetzel auf die französische Zivilbevölkerung, vor allem weil sie so kurz vor dem Start von »Overlord« stattfinden. Sie könnten leicht einen großen Umschwung in der Einstellung der Franzosen zu den amerikanischen und britischen Befreiern auslösen, ja sogar Hassgefühle erzeugen.«<sup>10</sup> Roosevelt wies Churchills Einwände am 11. Mai zurück. »Wie bedauerlich zu erwartende Verluste unter Zivilisten auch sein mögen, so bin ich nicht bereit, dem militärischen Handeln der verantwortlichen Kommandeure aus der Ferne irgendwelche Zügel anzulegen, die aus deren Sicht den Erfolg von »Overlord« schmälern oder zusätzliche Verluste unter unseren alliierten Invasionstruppen verursachen könnten.«<sup>11</sup>

Tedder hatte sich aber nach wie vor mit beträchtlichem Widerstand des uneinsichtigen Harris auseinanderzusetzen. »Bomber-Harris« lag mit dem

Luftfahrtministerium im Streit. Er konnte Leigh-Mallory nicht leiden und hatte auch zunehmende Schwierigkeiten mit Portal, seinem direkten Vorgesetzten als Stabschef der Royal Air Force. »Die RAF war ein geteiltes Haus«, bemerkte ein hoher amerikanischer Stabsoffizier später. »Dort stank es ganz gewaltig.«<sup>12</sup> Da Tedder bei Harris und Churchill auf Granit biss, wandte er sich an Eisenhower. »Sie müssen die Bomber unter Kontrolle nehmen«, sagte er zu ihm, »oder ich sehe mich gezwungen zurückzutreten.«<sup>13</sup> Der Oberkommandierende verlor keine Zeit. Er drohte, sich in der Angelegenheit an den Präsidenten zu wenden, worauf Churchill und Harris einlenken mussten. Laut Portal wollte Churchill einfach nicht glauben, dass es durch heftige Bombardements gelingen sollte, das Schlachtfeld abzuriegeln.<sup>14</sup>

Der Rückschlag milderte Churchills Sorge um die französische Zivilbevölkerung nicht im Geringsten. Er versuchte durchzusetzen, dass die Bombenangriffe bei 10 000 zivilen Opfern eingestellt werden sollten. Ständig fragte er bei Tedder nach, ob diese Zahl bereits erreicht sei. Außerdem empfahl er, SHAEF sollte bei der Festlegung der Bombenziele die Franzosen konsultieren. »Auf keinen Fall!«, war die bestürzte Reaktion.<sup>15</sup>

Die Zivilbevölkerung hatte in der Tat einen hohen Blutzoll zu entrichten, aber ebenso die Mannschaften der Bombenflugzeuge. Die Bomber mussten auch weiter entfernte Ziele angreifen, um die Deutschen daran zu hindern, das Landungsgebiet genauer zu orten. Aber Harris' Behauptung, seine schweren Bomber seien für taktische Ziele wie Eisenbahnen und Brücken nicht geeignet, stellte sich als grundfalsch heraus. Rommels Befürchtungen trafen schon ein, bevor die alliierte Offensive richtig begonnen hatte.

Das erste Signal an die Résistance, sich bereitzuhalten, sendete das französische Programm der BBC am 1. Juni. In eindringlichem Ton verlas der Sprecher »persönliche Nachrichten«. Die üblichen Maßnahmen zum Schutz der Codes wurden diesmal ignoriert, und die Botschaft konnte klarer nicht sein: »L'heure du combat viendra.« [»Die Stunde der Schlacht ist nah.«] Das Signal für den Fall, dass die Aktion ausfallen sollte, war etwas weniger offen: »Les enfants s'ennuient au jardin.« [»Die Kinder langweilen sich im Garten.«] In den ersten Junitagen pressten überall in Frankreich die Mitglieder der Résistance ihre Ohren an die Empfangsgeräte, um nichts zu verpassen. Das taten natürlich auch die deutsche Abwehr und der Sicherheitsdienst. Uneingeweihte fanden die Sache faszinierend. So beschrieb

ein in der Nähe von Lisieux lebender Intellektueller seinen Rundfunkempfänger als »unverfrorene kleine Sphinx, die barocke Botschaften aussendet, von denen das Schicksal Frankreichs abhängt«. <sup>16</sup>

Schließlich wurden am frühen Abend des 5. Juni die Widerstandsgruppen in ganz Frankreich durch »persönliche Botschaften« aktiviert. Die Alliierten hielten das für notwendig, weil sie nicht riskieren konnten, die Hauptlandegebiete zu verraten. An diesem Abend hörten die Kämpfer der Résistance in der Normandie den Sprecher sagen: »Les dés sont sur le tapis.« [»Die Würfel sind gefallen.«] Das war ihr Stichwort, wonach sie sofort darangingen, Erdkabel und Telegrafendrähte zu kappen. Dann folgte der Spruch »Il fait chaud à Suez« [»Es ist heiß in Suez.«] – das Signal zum Angriff auf alle Verbindungswege. <sup>17</sup>

## 5. Kapitel

### *Die Fallschirmjäger schlagen los*

Am 5. Juni in der Stunde vor Mitternacht war über den Dörfern in der Nähe von Flugplätzen in Süd- und Mittelengland das ununterbrochene Gedröhn Hunderter von Motoren zu hören. Im Nachtgewand liefen die Menschen in ihre Vorgärten hinaus und starrten auf die schier endlose Luftarmada, die sich von den dahinjagenden Wolken deutlich abhob. »Es geht los!«, war ihr erster Gedanke. Der Anblick löste starke Emotionen aus, darunter die schmerzhafteste Erinnerung an die Evakuierung von Dünkirchen vor vier Jahren. Mancher ging ins Haus zurück und kniete vor seinem Bett nieder, um für die zu beten, die sich da oben auf den Weg machten.<sup>1</sup>

Drei Luftlandedivisionen mit über 1200 Maschinen waren gestartet. Die britische 6. Luftlandedivision strebte der Gegend östlich des Flusses Orne zu, um Montgomerys linke Flanke zu sichern. Die amerikanische 101. und 82. Luftlandedivision sollten an entscheidenden Punkten der Halbinsel Cotentin abgesetzt werden, vor allem an den Dammwegen, die durch das überflutete Land hinter dem Strandabschnitt »Utah« führten.

Die erste Gruppe, die sich auf den Weg machte, war Kompanie D des 2. Bataillons der Oxfordshire and Buckinghamshire Light Infantry. Sie flogen noch vor den Pfadfinderkommandos los, die die Absprungräume für die Hauptkräfte zu markieren hatten. Kompanie D unter dem Befehl von Major John Howard wurde in sechs »Horsa«-Seglern befördert, die an Halifax-Bombern hingen. Alle Offiziere und Soldaten hatten die Gesichter geschwärzt und trugen mit Tarnnetzen überzogene runde Fallschirmspringerhelme. Sie waren mit verschiedenen Gewehren, »Sten«-Maschinenpistolen und leichten Maschinengewehren bewaffnet. Die Halifax brachten sie zur Ostflanke des Landungsraums in die Nähe des Badeorts Cabourg, wo man eine Lücke in den deutschen Flakstellungen ausgemacht hatte. In einer Höhe von etwa 1500 Metern wurden die Schleppseile ausgeklinkt. Howard befahl seinen Männern, den Gesang einzustellen, der während des Fluges über den Kanal fast ununterbrochen erklungen war. Plötz-

lich herrschte Totenstille, nur der Wind rauschte. Die Seglerpiloten legten sich in die Kurve und wandten ihre leichten Flugapparate nach Westen. Sie verloren deutlich an Höhe und setzten bei 300 Metern zur Landung an.

Ihr Ziel waren zwei dicht beieinanderliegende Brücken – die eine über die Orne und die andere über den Caen-Kanal. Sie mussten beide besetzen, bevor sie die Deutschen, die sie bewachten, sprengen konnten. Howard, der sich an der Tür des ersten Seglers postiert hatte, konnte die beiden Wasserstraßen in der Tiefe glitzern sehen. Als der Horsa-Segler sich dem Boden näherte, kauerten die Männer sich in Landehaltung zusammen. Die beiden Piloten steuerten den sperrigen Flugapparat mit erstaunlicher Akkuratessse zur Erde. Der holperte und rutschte nach dem Aufsetzen über ein Feld. Er kam erst zum Stehen, als sich sein Bug in ein Stacheldrahtverhau bohrte. Die beiden Piloten verloren bei dem Aufprall das Bewusstsein, aber ihr Landeort lag kaum 20 Meter vom deutschen Unterstand neben der Brücke entfernt.

Einige der Horsa-Segler aus Sperrholz, despektierlich auch »Leichenwagen« genannt, brachen am Boden auseinander, und die Soldaten mussten sich aus den Trümmern herausarbeiten. Nur Augenblicke später hatten die ersten Männer aus Howards Segler schon Handgranaten durch die Schießscharten des Unterstands an der Westseite des Caen-Kanals geworfen. Der Rest des Zuges wartete die Wirkung nicht ab. Angeführt von Lieutenant Den Brotheridge, stürmten die Männer über die Brücke. Howard hatte für diese Truppe besonders gute Crossläufer ausgewählt. Als Brotheridges Zug die andere Seite erreichte, hatten die deutschen Wachtposten sich von ihrer Überraschung erholt und eröffneten das Feuer. Brotheridge wurde am Hals getroffen und starb bald darauf.

Ein weiterer Zug kam an, geführt von Lieutenant Sandy Smith, der sich bei der Landung einen bösen Armbruch zugezogen hatte. Nach einem heftigen, aber zum Glück kurzen Feuerwechsel war die Brücke über den Caen-Kanal erobert. Howard bereitete Sorge, dass er nichts von dem Zug hörte, der die Brücke über die Orne wenige hundert Meter entfernt einnehmen sollte. Aber dann erreichte ihn die Nachricht, dass das geschehen war, ohne dass die Verteidiger auch nur einen Schuss abgegeben hatten. Der Zugführer, Lieutenant Dennis Fox, machte sich einen Spaß daraus, den nächsten eintreffenden Zug zu begrüßen, dessen Männer schwer keuchten, weil sie etwa 800 Meter vom Ziel entfernt gelandet waren. Gefragt, wie die Lage sei, antwortete er: »So weit hat die Übung geklappt, aber ich kann keinen verdammten Schiedsrichter finden!«<sup>2</sup>

